Die Martyrer des Beichtsiegels

in

acht Lebensbildern

vorgeführt

von

Gg. Mich. Schuler,
Stadtpfarrer in Würzburg.

Würzburg.
Franz Xaver Bucher'sche Verlagsbuchhandlung.
1892.

Inhalt.

Vorrede.

Das größte Hinderniß, das der menschlichen Schwäche entgegensteht, das Gewissen dem Beichtvater so zu zeigen, wie es ist, ohne Verheimlichung und ohne Bemäntelung, ist die falsche Scham, die dem zur Beichte Gehenden zuruft: „Was wird der Beichtvater von dir denken, wenn du das und jenes beichtest! Du erscheinst vor ihm als ein großer Sünder! Du kannst, du darfst nicht Alles sagen, sonst mußt du dich schämen bis in den Grund des Bodens“ u. s. w. Wer dieser Versuchung Gehör gibt, sich mit jener Schlangenstimme in ein Zwiegespräch einläßt, wird leicht verwirrt, sein Geistesblick wird getrübt, er sieht nicht das Unvernünftige und Schreckliche einer ungiltigen

Beicht, er malt sich bald als vermeintlichen Trost eine andere Gelegenheit zu beichten aus und der Entschluß ist gefaßt: wie Ananias und Saphira will er den Stellvertreter Christi betrügen, das Sakrament der göttlichen Barmherzigkeit mißbrauchen durch einen fluchwürdigen Gottesraub. Wahrhaftig, es wäre besser für einen solchen, gar nicht zu beichten, als eine betrügerische Beicht abzulegen.

Um die Haltlosigkeit, Erbärmlichkeit und Unvernünftigkeit jener Einflüsterungen der verderbten Natur und des bösen Geistes klar einzusehen, müßte schon genügen die Erinnerung an die Strenge, mit welcher das Beichtsiegel nicht nur gehalten werden soll, sondern in Wirklichkeit beobachtet wird. Welcher Priester hat je aus der Beichte, die er gehört, etwas geoffenbart? Keine Drohung, keine Schmeichelei war je im Stande, das Beichtsiegel zu lösen. Oder kann Jemand auftreten, der einen entgegenstehenden Fall anzugeben vermöchte? Es sind

Beichtväter in's Gefängniß gewandert, ja in den Tod gegangen um des Beichtsiegels willen, aber daß nur einer, sei es der schlechteste der Priester, den die Erde getragen hat, das Beichtsiegel gebrochen habe, wissen wir nicht.

In den vierziger Jahren hatte ein protestantischer Geistlicher aus England den Entschluß gefaßt, zur katholischen Kirche zurückzukehren, nur wollte er sich persönlich überzeugen, ob das Beichtsiegel wirklich so streng beobachtet würde, wie die Lehrbücher des katholischen Glaubens es vorschreiben. Er übte sich daher wochenlang nach den Anweisungen der theologischen Bücher, um genau so, als wäre er schon Katholik, beichten, und, als wäre er ein katholischer Priester, die hl. Messe lesen zu können. So ging er nach Rom. Er kommt in die Kirche des hl. Eusebius. Hier verlangt er einen Beichtvater. Noch ein paar Minuten und er kniet schon im Beichtstuhle, um dem herbeigeeilten Jesuitenpater seine

Sünden zu beichten. Er klagt sich nun, wie er später selbst erzählt hat, über derartige (erdichtete) Verbrechen an, die den Beichtvater unbedingt nöthigen mußten, ihm vorerst die Lossprechung zu verweigern. So geschah es. Der Protestant verläßt also den Beichtstuhl, um — schnurstracks in die Sakristei zu eilen und die hl. Messe zu lesen. Der Beichtvater kam ebenfalls in die Sakristei. Aber was that derselbe, als er sah, daß jener Fremde, der so abscheuliche Verbrechen gebeichtet hatte und nicht losgesprochen worden war, die hl. Messe zu lesen sich anschickte? Tritt er ihm vielleicht hindernd in den Weg? Zeigt er irgendwie nur ein Mißfallen? Nein! Er läßt es sich nicht nehmen, dem Fremden beim Anlegen der priesterlichen Opferkleider behilflich zu sein, holt sich den Kelch hervor, legt die Hostie auf die Patene u. s. w. Das war dem Protestanten doch genug. Er entkleidet sich rasch, wirft sich dem Jesuitenpater in die Arme und offenbart

ihm rückhaltlos den Plan und Zweck seines Verfahrens.

So wird das Beichtsiegel von jedem Priester beobachtet. Deshalb schon, abgesehen von anderen Gründen, ist die falsche Scham im Beichtstuhle unvernünftig, jene Scham, die den Beichtenden verleitet, eine lügnerische oder betrügerische Beichte abzulegen.

Es ist unverbrüchliche katholische Lehre, daß der Beichtvater unbedingt und auf's strengste die Pflicht der Verschwiegenheit hat rücksichtlich der ihm gebeichteten Sünden und rücksichtlich alles dessen, was mit denselben in Verbindung steht, soferne er dies alles nicht anderswoher als aus der Beichte erfahren hat. Es erheischt dieses sowohl das Naturrecht, wie das göttliche Recht und das Kirchenrecht. Diese Pflicht ist eine streng ausnahmlose; sie verpflichtet in jedem Falle und unter jeder Bedingung, trotz alles Schadens und aller Schande, die aus der Beobachtung derselben entspringen könnte für den

Beichtenden oder für den Beichthörenden, für den Nächsten wie für das allgemeine Wohl und kostete die Bewahrung des Beichtsiegels auch das Leben. Diese Pflicht dauert auch nach dem Tode des Pönitenten fort; von ihr kann kein Befehl, keine Strafandrohung, kein Artikel eines Gesetzbuches befreien oder dispensiren. Nur ein einziger könnte unter gewissen Bedingungen von dieser Pflicht entbinden, nämlich der Beichtende selbst.

Die Verletzung des Beichtsiegels wäre ein Sakrilegium und muß der Beichtvater lieber Kerker und Tod leiden, als er das Beichtsiegel brechen darf.

Bekanntlich hat die katholische Kirche speziell mehrere Martyrer dieser sakramentalischen Verschwiegenheit, also Beispiele, wo Priester für das Beichtsiegel in Leid und Tod gegangen sind, aber sie hat kein Beispiel, daß ein katholischer Priester das heilige Beichtgeheimniß verrathen hätte. Der bekannteste ist der hl. Johannes von Nepomuk. Außer ihm

aber noch andere, weniger bekannte, darüber wir nun berichten wollen, und daraus wir ersehen, wie sehr Msgr. de Segur recht hat, wenn er sagt: „Es gibt keinen Priester in der ganzen Welt, der nicht bereit wäre, sich lieber tödten zu lassen, als das furchtbare Geheimniß der Beicht zu offenbaren. Das Beichtgeheimniß muß so streng bewahrt werden, daß der Priester es nie, unter welchem Vorwande es auch sei, brechen darf, selbst nicht dann, wenn es sich darum handelt, einen Unschuldigen vom Schaffot zu retten, eine Familie der Schande und Schmach zu entreißen, eine ganze Stadt oder ein ganzes Volk vom Untergange zu befreien“ oder sich selber das Leben zu retten. „Ein Priester, der durch ein Wort oder Zeichen das Beichtsiegel verletzen würde, verfiele dem Kirchenbanne und würde für seine ganze Lebenszeit der Gewalt, Beicht zu hören, die hl. Messe zu lesen und zu predigen beraubt sein; kurz, es würde ihm die Ausübung des hl. Priesteramtes

abgenommen und er selbst lebenslänglich in ein Kloster verstoßen werden. Gottlob, es ist nicht erhört worden, daß dieses Verbrechen je begangen worden wäre. Das Beichtgeheimniß ist immer das Geheimniß des Grabes gewesen. Der hl. Augustinus erklärte schon vor 1400 Jahren: „Was ich aus der Beicht weiß, weiß ich weniger, als das, was ich gar nicht weiß.“ Daß dieses sich so verhält, davon werden unsere Leser nachfolgende historische Thatsachen überzeugen, deren Schauplatz Böhmen, Mähren, Schlesien, Polen und Rußland, also meistens der europäische Osten, dann aber auch in zwei Fällen England und einer in Amerika war.

I.

Der heilige Johannes von Nepomuk,
Märtyrer.

Im Laufe der christlichen Jahrhunderte hat Gott wunderbar über die Heiligkeit des Beichtsiegels gewacht. Es hat leichtfertige, schlechte, abtrünnige Priester gegeben, dennoch ward es nicht erhört, daß das Beichtgeheimniß gebrochen worden wäre. Noch in neuerer Zeit sind Priester lieber in die Verbannung und Kerker und Elend gegangen, als daß sie auch nur das Geringste aus der Beichte offenbart hätten. An der Spitze derer, welche für die treue Bewahrung des Beichtgeheimnisses ihr Leben geopfert haben, steht der hl. Johannes von Nepomuk.

Seine Eltern waren schlichte Bürger im Städtchen Nepomuk in Böhmen und schon im Alter vorgerückt, als sie durch die fromme Zuflucht zur allerseligsten Jungfrau ein Söhnchen erhielten, welchem

sie in der hl. Taufe den Namen Johannes gaben. Bald nach der Geburt erkrankte das schwächliche Kind tödtlich, aber durch erneuete Zuflucht zur Mutter Gottes und durch eine Wallfahrt zu dem benachbarten Cisterzienserkloster erhielten sie die Gesundheit ihres Kindes. Zum Danke widmeten sie ihr Kind ganz dem Dienste Gottes und der Himmelskönigin. Frühzeitig diente der Knabe den Priestern bei der hl. Messe, zeichnete sich vor allen Knaben durch Bescheidenheit, Frömmigkeit und Eifer im Lernen aus, besuchte dann die eben gestiftete Hochschule zu Prag, erlangte dort die Doktorwürde in der Theologie und im Kirchenrechte, und leuchtete allen Studenten durch seine Unschuld und strenge Sittenreinheit vor.

Auf die Priesterweihe bereitete er sich durch stille Zurückgezogenheit, Fasten und Betrachtung sorgfältig vor. Bald nach der Weihe übergab ihm sein Bischof eine Stelle an der Tein-Kirche und er predigte mit solcher Kraft und Begeisterung, daß die ganze Stadt zu seinen Predigten hinströmte und viele außerordentliche Bekehrungen bewirkt wurden. Wegen seiner ausgezeichneten Kenntnisse und Geistesgaben ernannte ihn der Erzbischof von

Prag zu seinem Notar, dann zum Kanonikus an der Domkirche und zum Generalvikar. In allen diesen Aemtern wirkte er sehr eifrig auf der Kanzel, wie im Beichtstuhle, und sein Wort war ein zweischneidiges Schwert, welches die Laster zermalmte und einen regen Bußeifer erweckte.

König Wenzeslaus IV., ein liederlicher, trunksüchtiger Mensch, berief Johannes an seine Hofkirche, damit er in der Adventszeit 1380 predige. Die gewaltig ergreifenden Predigten des Johannes rührten selbst das Herz des leidenschaftlichen Monarchen und er bot ihm aus Hochachtung das Bisthum Leitmeritz und die sehr einträgliche Propstei Wissehrad an, aber der demüthige Priester schlug beide Stellen aus. Die Stelle eines Almosenpflegers und des Beichtvaters der frommen Königin Sophie, der zweiten Gemahlin Wenzels und Tochter des Herzogs Johann von München, nahm er an, weil er so den Armen viel Gutes thun, Streithändel schlichten, Rath und Trost spenden konnte.

In demselben Maße, in dem die Königin an Tugend und frommen Uebungen zunahm, verhärtete sich der König in

seinen Lastern. Weil er selbst ein ausschweifendes Leben führte, argwöhnte er ein gleiches auch bei seiner edlen Gattin. Ihre öftern Beichten, ihre stillen Thränen und Gebete ärgerten ihn. Seine Bosheit ging so weit, daß er den Johannes zu fragen wagte, was ihm die Königin gebeichtet habe. Er versprach ihm für die Mittheilung unverbrüchliches Stillschweigen, Reichthümer und Ehrenstellen. Entsetzt über ein solches ruchloses Ansinnen, antwortete Johannes dem König ernst und bestimmt, ein solches frevelhaftes Begehren werde er nie und nimmer erfüllen; denn es widerstreite göttlichen, kirchlichen und menschlichen Gesetzen.

Wenzel ergrimmte, hoffte aber doch noch durch Zureden und Schmeicheleien zum Ziel zu gelangen und hieß den Heiligen fortgehen. Johannes erkannte dieses Schweigen als die Schwüle vor einem Gewitter und bereitete sich durch Gebet auf schwere Prüfungen vor. Einige Zeit nach dieser Unterredung wurde dem König bei der Tafel ein Kapaun aufgetragen, welcher dem Gaumen des Schlemmers nicht schmeckte. Darüber gerieth er in solche Wuth, daß er befahl, den Koch an den Spies zu stecken und über dem

Feuer so lange zu drehen, bis er besser gebraten sei, als der Kapaun. Niemand getraute sich, dem König zu widersprechen und das Ungeheuer um Gnade für den Schuldlosen zu bitten, nur Johannes fiel ihm zu Füßen und bat ihn, den grausamen Befehl zurückzunehmen, doch vergebens. Der König tobte und befahl dem Henker, den „kecken Pfaffen" in einen finstern Kerker zu werfen.

Nach drei Tagen kam ein Edelmann zum Gefangenen und meldete ihm, der König bereue seine Uebereilung und lade ihn für den folgenden Tag zur Tafel. Johannes erschien und wurde sehr freundlich vom König empfangen. Nach der Mahlzeit nahm Wenzel ihn beiseite und wiederholte sein gottloses Ansinnen: „Du kannst auf mein unverbrüchliches Stillschweigen rechnen, wenn du mir die Beichte meiner Gattin offenbarst; auch werde ich dich mit Ehre und Reichthum überhäufen. Wenn du dich aber beharrlich weigerst, so setzest du dich den schrecklichsten Qualen und selbst der Todesgefahr aus." Johannes erklärte ihm nochmals die Unverletzlichkeit des Beichtgeheimnisses und setzte hinzu: „Ich werde die Gesetze meines Heilandes nicht verletzen, selbst wenn mir

eine Königskrone geboten würde; eher bin ich bereit, den Martertod zu erdulden."

Voll Wuth befahl der Tyrann seinem Henker, den Widerspenstigen auf die Folter zu spannen und mit Fackeln zu brennen. Arme und Beine wurden aus ihren Gelenken gerissen. Der christliche König, schlimmer als die heidnischen Barbaren, weidete sich an den furchtbaren Qualen des Märtyrers, aus dessen Munde nur die Worte kamen: „Jesus, Maria!" Halbtodt wurde er von der Folter herabgenommen und im Kerker zurückgelassen, wo ihm der Heiland in wunderbarem Glanze erschien, ihn tröstete und zu neuen Leiden stärkte. Die Königin erfuhr die Grausamkeit ihres Gemahls und bat ihn kniefällig um Freilassung ihres Beichtvaters. Der König fürchtete einen Aufstand des Volkes und ließ den Gefangenen frei.

Johannes verschwieg die Grausamkeit des Königs, heilte zu Hause seine Wunden und waltete wieder seines Amtes. Da er die Grausamkeit des Königs kannte, bereitete er sich mit allem Eifer auf den Tod vor. Am dritten Sonntage nach Ostern predigte er mit besonderm Nachdruck über den Text: „Ueber ein Kleines

werdet ihr mich nicht mehr sehen." In prophetischem Geiste verkündete er den Gräuel und Jammer, den der Unglaube und die Ketzerei über das Land bringen würde, nahm von den zahlreichen Zuhörern feierlichen Abschied, und bat Geistlichkeit und Volk um Verzeihung, wenn er Jemand beleidigt haben sollte.

Von diesem Tage an verwendete Johannes jede Stunde zur Vorbereitung auf einen glückseligen Tod. Von Kindheit an trug er eine zärtliche Liebe zur Mutter Gottes. Deshalb machte er eine Wallfahrt zu ihrem Gnadenbilde in Bunzlau, welches die hl. Apostel von Böhmen, Cyrillus und Methodius, dort aufgestellt hatten und sehr verehrt wurde. Bei seiner Rückkehr kam er am Palaste des Königs vorüber. Dieser sah ihn, ließ ihn haßerfüllt vor sich rufen und tobte: „Zittre, Pfaff! wenn du mir nicht sogleich alles offenbarst, was die Königin gebeichtet hat, so mußt du Wasser saufen; ich schwöre es bei Gott! Johannes schwieg, wie der Heiland vor Gericht. Der Henker mußte ihn auf die Folter spannen, Wenzel legte selbst Hand an, brannte ihm tiefe Wunden in den Leib, mißhandelte ihn mit Fußtritten, ließ ihm die Hände auf

den Rücken, die Füße an den Kopf binden, einen Holzpflock im Munde befestigen und in der Nacht von der Moldaubrücke in den Fluß hinabstürzen am 19. Mai 1393.

Kaum war der Märtyrer in die Wogen versenkt, als sein heiliger Leichnam sich langsam erhob und von hellstrahlenden Sternen umgeben, ruhig dahinschwamm. Die ganze Stadt sah den wunderbaren Schimmer. Auch die Königin beobachtete ihn von ihrem Zimmer aus und fragte eilends den König, was dieses Licht bedeute? Wenzel ergriff Entsetzen. Ohne Antwort zu geben, floh er, von Gewissensbissen gepeinigt, aus der Stadt und verbarg sich. In der Frühe des Morgens entdeckte man das Geheimniß und der Henker verrieth die Grausamkeit des Königs. Die Leiche wurde ans Ufer gebracht und im feierlichen Zuge von dem herbeigeströmten Volke und der Geistlichkeit nach der Domkirche getragen und dort beigesetzt. Das Volk weheklagte über den grausamen Martertod seines geliebten Vaters, die Armen betrauerten den Verlust ihres freigebigen Almosenspenders, die Geistlichkeit fühlte schmerzlich den Heimgang ihres geliebten Mit-

bruders, ihm selbst aber wurde von Gottes Engeln eine Strahlenkrone ums Haupt geflochten, herrlicher, als jene, welche seine Leiche umgab.

Der hl. Johannes von Nepomuk wird als Landespatron von Böhmen verehrt und in Wassernöthen und gegen Verleumdungen als Beschützer angerufen. Seiner Fürbitte verdankt Oesterreich im dreißigjährigen Kriege einen glänzenden Sieg bei Prag (1620). Das augenfälligste Wunder geschah an ihm selbst; denn als man im Jahre 1719 den Sarg des hl. Johannes öffnete, fand man den Körper vollständig verwest, die Gebeine unversehrt und zusammenhängend, die Zunge aber ganz frisch, wie die eines Lebenden, und als man einen Schnitt in dieselbe machte, floß Blut heraus. Papst Benedikt XIII. nahm ihn im Jahre 1729 in das Verzeichniß der Heiligen auf.

Auf der Moldaubrücke zu Prag ist an der Stelle, wo der hl. Johannes von Nepomuk herabgestürzt wurde, ein Standbild des Heiligen aufgestellt und eine Messingplatte eingefügt. Alle vorübergehenden Gläubigen entblößen dort ihr Haupt und küssen die Platte aus Ehrfurcht vor dem geliebten Heiligen. In

dem Dome auf dem Hradschin zu Prag sieht man das prachtvolle Grabmal des Heiligen ganz von Silber, und auf zahllosen Brücken findet man sein Bildniß in Ehren. Das Andenken an König Wenzel dagegen ist für immer geschändet. Wegen seiner Schlemmerei und Liederlichkeit wurde er abgesetzt und verhaftet, entfloh zwar, starb aber, vom Schlage getroffen, ohne Versöhnung mit Gott.

II.

Das Beichtsiegel.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, meine Herren, daß meine Familie ebenso arm als edel war. Sie hatte das mit allen Familien Irlands gemein, welche ihrem religiösen Glauben treu geblieben waren und ihr Schwert nicht mit der Elle vertauschen wollten, um im Handel sich von den Verlusten zu erholen, welche ihnen die große Insurrection verursacht hatte. Mein Vater war als Oberstlieutenant im Dienste Frankreichs gestorben, und meine Mutter hatte uns mit der mäßigen Wittwen-Pension, die sie von daher erhielt,

erzogen. Natürlich wurde mein älterer Bruder dazu bestimmt, Epauletten zu tragen, ich aber, als der jüngere, wurde nach St. Omer geschickt. Ich wurde 1790 zum Priester geweiht, dann unmittelbar darauf an einer der großen Pfarreien Dublins angestellt; und man war daselbst mit meinem Dienst-Eifer zufrieden.

Ein Jahr nachher kam mein Bruder, der damals Kapitän bei den Königs-Irländern war, nach Dublin, um einen Urlaub von einem halben Jahre bei uns zuzubringen. Als aber dieser Urlaub abgelaufen, wollte meine Mutter, die über die Wendung, welche die Dinge in Frankreich, namentlich hinsichtlich der fremden Offiziere, nahmen, mit Recht erschrocken war, ihm nicht gestatten, zu seiner Fahne zurückzukehren, sondern zwang ihn, seine Entlassung einzugeben. Und dieser Umstand hat uns alle ins Verderben gestürzt.

Mein Bruder, der bisher ein äußerst thätiges Leben gewohnt war, und überdies durch die Disciplin und durch die Achtung vor seiner Stellung im Zaum gehalten worden, konnte die Prüfung der Unthätigkeit nicht ertragen. Ohne im Grunde ein schlechter Mensch zu sein, that er doch Alles, was ihm den Ruf eines solchen

zuziehen mußte. Er besuchte die Klubs und Weinschenken, rauchte vom Morgen bis zum Abend und spielte vom Abend bis zum Morgen, machte Schulden, fing Händel an und brachte es dahin, daß er von Vielen gefürchtet, von Wenigen geliebt wurde.

Meine Mutter, die ihre Liebe verblendete, bemerkte diese Veränderung nicht; als sie aber dieselbe nicht mehr verhehlen konnte, wurde sie darüber sehr betrübt. Ich wiederhole Ihnen, mein Bruder war im Grunde kein schlechter Mensch: im Gegentheil war er, seines unordentlichen Lebens ungeachtet, durchaus rechtschaffen und ehrenhaft, und das beste Herz von der Welt! . . .

Wir glaubten, daß wir meinen armen Bruder auf den rechten Weg zurückbringen würden, wenn wir ihn verheirathen könnten. Er gab uns hiezu freie Hand und versprach uns, wie immer, Alles zu thun, was wir wollten. Wir richteten unser Augenmerk auf die Tochter eines Tuchhändlers, welche mit ihrer Schönheit einiges Vermögen, gute Erziehung und vortreffliche Eigenschaften des Herzens verband.

Die Sachen gingen also ganz gut, und

Alles schien eine nahe Hochzeit anzudeuten. Mein Bruder, der von seiner Braut nicht dergestalt eingenommen war, daß er ihr seine Besuche in den Klubs und den Schenken gänzlich zum Opfer gebracht hätte, liebte sie doch genug, um auf sie eifersüchtig zu sein. Ein junger Mann von der Stadt hatte bereits vor ihm den Tuchhändler um die Hand seiner Tochter gebeten und hätte sie wahrscheinlich erhalten, wenn mein Bruder nicht dazwischen getreten wäre. Diese Nebenbuhlerschaft hatte ein gegenseitiges Uebelwollen zur Folge; ihr Haß war Jedermann bekannt; schon mehr als einmal hatten sie Streit miteinander gesucht, es schien ein Zweikampf zu drohen. — Eines Abends nun, als sie einander noch beleidigendere Dinge als gewöhnlich gesagt hatten, verließen sie nur wenige Minuten nacheinander den Klub. Zwei Stunden nachher fand man in einer Vorstadt den Leichnam des Nebenbuhlers meines Bruders, die Brust durch und durch durchbohrt, sein Schwert aber noch in der Scheide, was die Annahme eines Zweikampfes unmöglich machte. Auf der anderen Seite ließen seine zwei Uhren und seine Geldbörse, die er noch bei sich hatte, obwohl sein Rock und seine

Weste aufgerissen und in Unordnung waren, den Gedanken an einen in der Absicht eines Diebstahls begangenen Mord nicht aufkommen. Man konnte in dem Verbrechen nur eine Handlung der Rache erblicken, und da man keinen andern Feind des Gemordeten als meinen Bruder kannte, so wurde dieser alsbald arretirt. Durch ein unbegreifliches Verhängniß war sein Schwert, als man es ihm nahm, gegen die Spitze hin zerbrochen, ohne daß er diesen Umstand hätte erklären können, von dem er sogar nicht das Mindeste gewußt zu haben behauptete. Auf die Untersuchung des Coroners (des gerichtlichen Leichenschauers) hin wurde er des Mordes angeklagt; die große Jury fand die Anklage hinlänglich begründet, weigerte sich daher, ihn gegen Kaution freizulassen, und schickte ihn in's Gefängniß, um daselbst die nächste Sitzung der Geschworenen abzuwarten, welche erst nach zwei Monaten eröffnet werden sollte.

Der Anschein war so sehr gegen meinen Bruder, daß ich ihn selbst verurtheilt haben würde, wenn ich sein Richter gewesen wäre. Meine Mutter allein sträubte sich dagegen, ihn für schuldig zu halten; sie empfand auch, obwohl sie tief betrübt

war, anfangs doch keine ernstliche Unruhe über den Ausgang des Processes. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie viel ich litt, da ich sie in Täuschungen befangen sah, die ich gern getheilt hätte, aber unter den bewandten Umständen zu vernichten für meine Pflicht hielt, um meine Mutter für ein Ende der Sache vorzubereiten, das mir ebenso gerecht als unausbleiblich schien. Jeden Abend, meine Herren, unternahm ich das furchtbare Geschäft, mit meiner Mutter die Anklagen zu untersuchen, die gegen meinen Bruder erhoben wurden, und ihr die entmuthigende Schwere derselben vorzustellen. Ich brachte es damit nicht so weit, ihre instinktmäßige Ueberzeugung zu erschüttern, aber ihr Herz wußte mir dennoch wenig Dank für meine Bestrebungen, ihre Vernunft aufzuklären, und sie fing ihrer unbewußt an, mich zu hassen, weil sie auf die Gründe, die ich vorbrachte, nicht antworten konnte.

Ich besuchte indessen meinen Bruder täglich in seinem Gefängnisse. Ich benahm mich dabei auf alle mögliche Arten, um ihm das Geständniß seines Verbrechens zu entlocken, indem ich hoffte, wenn ich ihn dahin brächte, es mir zu erzählen, so würden sich wohl einige Umstände fin-

den, die mir helfen würden, ihm wenigstens das Leben zu retten. Unmöglich! Im Anfange fuhr er gegen die unverschämten Verleumdungen, wie er es nannte, heftig auf, später aber kam er, obwohl er nicht aufhörte, seine Unschuld zu betheuern, mit mir darin überein, wie viel Wahrscheinlichkeit die Anklage habe, und bedauerte seinen schlimmen Ruf, der ein so schweres und erschreckliches Gewicht gegen ihn in die Wagschale des Gerichtes legen sollte.

Je näher die Zeit kam, um so sanfter und entschlossener zeigte er sich: seine Sprache war ernst und würdig; er beschäftigte sich vielmehr damit, die heilige Schrift zu lesen, als seine Vertheidigung vorzubereiten. Er sagte: „Seine Fehler seien schwer und zahlreich gewesen, aber Gott werde sicherlich in der andern Welt keine Rechenschaft mehr darüber von ihm fordern, da er zulasse, daß er diese Welt in den Augen der Menschen mit einem Verbrechen befleckt verlasse, das er nicht begangen habe.“ In andern Augenblicken fügte er noch hinzu: „Daß Gott recht streng gegen ihn sei, da er ihm seine Ehre nehme, die er mitten in all' seinen Unordnungen immer unversehrt zu bewahren

gesucht habe . . ." Was soll ich Ihnen sagen, meine Herren! Ich wußte nicht mehr, was ich denken sollte. Wenn ich mit ihm plauderte, bewunderte ich ihn. Es schien mir unmöglich, daß er nicht unschuldig sein sollte. Sobald ich aber wieder allein war, kam auch meine unglückliche Ueberzeugung wieder zurück; es schien mir dann, als füge mein Bruder die Heuchelei noch zu seinen anderen Sünden hinzu; ich fürchtete ein neues Unglück, das größte von allen; ich fürchtete, daß seine Seele verdammt sei, mit dem Leibe zu Grunde zu gehen.

Ich habe Ihnen gesagt, daß man in der Pfarrei, an der ich angestellt war, etwas auf mich hielt. Meine Obern gaben mir große Beweise ihrer Theilnahme und ihres Wohlwollens. Mein Pfarrer hatte mich vom ersten Augenblicke an von allen geistlichen Verrichtungen entbunden, damit ich alle meine Zeit meinem Bruder widmen konnte. Nach Verlauf von einigen Wochen kam der hochwürdigste Bischof zu mir auf Besuch und forderte mich, indem er mir die Vergeblichkeit aller meiner Anstrengungen, meinen Bruder zu retten, vorstellte, auf, dieselben zwar nicht auf einmal abzubrechen, aber doch nach und

nach die Uebung des heiligen Amtes wieder zu übernehmen, erstlich um dabei eine heilsame Zerstreuung für meinen Kummer zu finden, und dann, um in den Augen der Uebelwollenden darzuthun, daß ich persönlich nichts von meinem Rechte auf die Achtung und das Vertrauen des Volkes verloren habe.

Dieser Rath war ein Befehl für mich; ich folgte ihm um so lieber, als ich die Weisheit und das Wohlwollen desselben in ihrer ganzen Größe erkannte. Ich begann also wieder zu predigen und Beicht zu hören und zwar mit noch größerem Erfolge, als dies vordem der Fall gewesen. Der Schmerz, der mich innerlich niederdrückte, lieh meinen Worten einen ungewöhnlichen Ton der rührendsten Ueberzeugung. Man sagt, daß das Vergnügen die Seele gut mache; ich aber glaube, daß der katholische Priester nie mehr werth ist, als wenn er viel gelitten hat.

Eines Abends nun (es war am Charfreitage, und mein Bruder sollte in der Oster-Sitzung der Assisen, das heißt 17 Tage nachher gerichtet werden) hielt ich Passionspredigt. Der Gedanke an meinen Bruder vor den Geschworenen verband sich in meinem Geiste mit dem Gedanken

an Jesus vor Kaiphas und Pilatus; meine Seele war selbst vor Schmerz zerrissen, und ich begriff die Todesangst am Oelberge, die Schande der öffentlichen Verurtheilung, die Schrecken des qual- und schmachvollen Todes des Gerechten gar gut; denn ich weiß nicht, was mir in diesem Augenblicke die Unschuld meines Bruders offenbarte. Die Schmerzen Mariens erinnerten mich an die Schmerzen meiner Mutter, einer frommen und guten Frau, der es aber nicht vergönnt sein sollte, ihren Sohn glorreich und auferweckt zu erblicken. Was soll ich weiter sagen? Ich war beredt, weil ich tief gerührt war; ich brachte fast alle meine Zuhörer zum Weinen, weil ich selbst reichliche Thränen vergoß.

Nachdem ich ungefähr eine Stunde ausgeruht hatte, begab ich mich in den Beichtstuhl. Sie wissen, mit welchem Eifer sich gegen das Ende der hl. Woche selbst diejenigen zum Beichtstuhle drängen, welche sich sonst demselben das ganze Jahr hindurch nicht nahen; ich hatte eine ganze Schaar vor dem meinigen.

Als die Nacht schon vorgerückt und ich, den Schweiß von der Stirne trocknend, in die Sakristei zurückging, faßte mich

ein Mann, der hinter einem Pfeiler kniete, unten am Chorrocke und beschwor mich, ihn noch Beicht hören zu wollen. Ich stellte ihm vor, daß ich furchtbar ermüdet sei, und daß ich ihn, da er nicht zu meinen gewöhnlichen Beichtkindern gehörte, ersuche, sich an einen andern Beichtvater zu wenden oder wenigstens bis auf den folgenden Tag zu warten. Er erwiderte mir, daß er, da er in dem Lande fremd sei, keinen andern kenne, daß er zu mir allein Zutrauen habe, weil ich ihn durch meine Predigt lebhaft gerührt hätte, daß er nicht bis auf den folgenden Tag ohne Trost bleiben könne, indem er für sich allein ein größerer Sünder sei, als alle meine Beichtkinder zusammen. Nach solchen Reden ließ mich die Pflicht nicht länger zögern; ich schickte mich an, ihn zu hören.

Er hatte mich nicht getäuscht; die Liste der Gräuel, die er vor meinen Augen aufrollte, war in der That erschrecklich. Alle schändlichen und niederträchtigen Leidenschaften schienen sich in dem Herzen dieses Mannes vereinigt zu haben, in welchem das religiöse Gefühl nie in anderer Gestalt, denn als Furcht der ewigen Strafen geherrscht hatte; übrigens war

dieses Gefühl, obwohl es tief wurzelte, so wenig aufgeklärt bei ihm, daß er eines Tages eine Pistole ergriffen hatte, um seinen Beichtvater zu zwingen, ihm die Lossprechung zu ertheilen. Mit einem Worte, er war Christ und Katholik, wie die Räuber in Calabrien es sind.

Bei jeder neuen Schandthat, bei jedem neuen Verbrechen, das er mir gestand, sah ich ihn zaudern, hörte ihn schluchzen und seufzen, wie ein Geiziger, dem man seinen Schatz Stück für Stück wegnimmt. Ich mischte bald Drohungen, bald Tröstungen unter seine Geständnisse, um ihn zu bewegen, nichts zu verbergen, sein Gewissen gänzlich frei zu machen. Endlich erklärte er mir, daß er einen Mord begangen habe. Ich verdoppelte meine Aufmerksamkeit.

Er sagte mir, er sei in einer Bank von Dublin angestellt gewesen, in welcher die Loose für die kgl. Lotterie in London verkauft werden. Darunter habe er nun eines, dessen Nummer er sich gut gemerkt habe, einem jungen Manne seiner Bekanntschaft verabfolgt, den er es nachlässig habe zusammenfalten und in die rechte Westentasche habe stecken sehen. Einige Tage nachher sei die Liste noch

spät Abends angekommen, und er habe daraus ersehen, daß die fragliche Nummer eine Prämie von 2000 Pfund Sterling (40,000 Mark) gewonnen habe. Bevor nun diese Liste veröffentlicht worden sei, was erst den andern Tag in der Frühe habe geschehen können, bevor der junge Mann sein großartiges Glück erfahren, habe er demselben in einer abgelegenen Straße aufgepaßt, ihn ermordet, und ihm das Billet genommen, das er sofort zur Erhebung des Gewinnes von einem Commissionär habe auf die Bank tragen lassen, unter dem Vorwande, es gehöre einer Person, die unbekannt zu bleiben wünsche. Ich fragte ihn einiges Nähere über die Zeit, die Stunde, den Ort der That. Wie wurde es mir, als ich zuerst nur von weitem merkte, dann ganz genau erkannte, daß das Opfer seines Mordes Niemand anders als — der Nebenbuhler meines Bruders gewesen sei!

Mein erstes Gefühl war die innigste Danksagung gegen Gott; als dann der Gedanke an meine Pflicht meinen Geist durchkreuzte, fühlte ich plötzlich das Schreckliche meiner Lage; ich stieß einen Schrei aus und verlor das Bewußtsein.

Als ich wieder zu mir selber kam,

war ich außerhalb des Beichtstuhls, auf das Knie meines furchtbaren Beichtkindes gestützt, welches mir mit der einen Hand den Kopf hielt und mich mit der andern geistige Essenzen einathmen ließ. Wir waren allein, ganz allein in der alten Kirche, in welcher eine fast vollständige Finsterniß herrschte. Ich erhob meine Augen zu dem Manne und schrie:

„Elender! der ist mein Bruder, den man dieses Mordes beschuldigt!"

„Wie! Sie wären der Bruder des Kapitän Fitz-Graham?"

„Ja; und der Sohn seiner betagten Mutter; verstehst du?"

„O mein Gott! und ich habe mich bei Ihnen dieses Mordes angeklagt! Werden Sie mich nicht verrathen? Werden Sie mich nicht angeben? Die Beicht ist heilig!"

„Ich weiß es nur zu gut; aber ich kann doch meinen unschuldigen Bruder nicht auf dem Schaffot sterben lassen!"

„Um so schlimmer; ich will einmal nicht sterben, namentlich jetzt nicht, da ich reich bin. Warten Sie, in der Kapelle da drüben ist das Grab Christi: schwören Sie mir auf die hl. Hostie, daß Sie meine

Beicht nicht offenbaren wollen ... wenn nicht ..."

„Es ist über ein Jahr, daß ich meinen Schwur als Priester vor Gott geschworen habe. Dir bin ich keinen Schwur schuldig und werde dir auch keinen leisten!"

Und wie er hierauf seine rechte Hand convulsivisch auf den Aermel meiner Soutane legte, machte ich mich los und drückte ihn mit meinen beiden Armen so stark zusammen, daß er fühlen konnte, ich sei stärker als er. Auf dies fing er zu zittern und zu weinen an; ich drängte ihn gegen die Kirchenthür zurück und sagte zu ihm: „Ich befehle dir im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, morgen abends mich an diesem nämlichen Orte zu erwarten, ich werde bis dahin sehen, was ich thun muß, um meine Pflichten als Bruder und meine Pflichten als Geistlicher mit einander zu vereinigen. Jedenfalls wirst du frei und ungehindert kommen und gehen dürfen." —

Sie können sich denken, daß ich nicht zu schlafen suchte, als ich nach Hause gekommen war; ich brachte den noch übrigen Theil der Nacht mit Nachdenken hin, aber umsonst. Es konnte von Beiden nur Eines stattfinden: entweder mußte

ich das Beichtgeheimniß verletzen oder ich mußte einen Unschuldigen, der mich so nahe anging, auf dem Schaffote sterben lassen. Als der Morgen gekommen war, schrieb ich an meinen Erzbischof. Ich setzte ihm, ohne den Schuldigen zu nennen, das auffallende Geständniß, welches mir derselbe gemacht hatte, weiter aus einander, ebenso meine Angst und Kümmerniß, und bat ihn um Rath und Trost.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Hier ist sie. Ich habe sie lange bei mir getragen als das einzige Mittel, welches eines Tages die Rehabilitirung meines Bruders (die Lossprechung und Wiedereinsetzung desselben in seinen vorigen Stand) herbeiführen könnte; später fuhr ich fort, sie zu tragen theils aus Gewohnheit, theils aus Achtung für den vortrefflichen Mann, der sie geschrieben hat.

Dublin, am 10. April 1792.

Mein theurer und vielgeliebter Sohn!

Im Augenblicke, wo ich aufstand, übergab man mir Ihren Brief. Ich antworte Ihnen, bevor ich bete, mit Thränen in den Augen und im Herzen. Gott, der Ihnen eine so harte Prüfung schickt, wird die wenigen Worte, die ich

Ihnen schreibe, für ein Gebet zu ihm gelten lassen.

Vergönnen Sie mir, mich zuerst mit Ihnen über die Unschuld Ihres Herrn Bruders zu freuen. Wir haben der christlichen Liebe ermangelt, da wir ihn auf den täuschenden Schein hin verurtheilt haben. Möge kommen, was da wolle: es wird Ihnen immer ein großer Trost sein, zu wissen, daß er das Schwert, welches er von Ihrem geehrten Vater ererbt hatte, nicht mit einem Morde befleckt hat.

Was soll ich Ihnen nun aber sagen, was Sie nicht so gut wüßten, als ich? Warum fragen Sie mich um Rath? Haben Sie nicht in dem hl. Bernardus gelesen: „Wenn der Priester in dem Beichtstuhle erfährt, daß ihn an dem und dem Tage und an dem und dem Orte Mörder erwarten, so muß er an diesem Tage dennoch an diesem Orte vorübergehen, wenn er die Absicht oder die Gewohnheit hatte, dies zu thun.“ Diese Lehre ist die Lehre der ganzen Kirche; und warum? Weil der Priester, sobald er einmal außerhalb des Beichtstuhls ist, so viel ihm die menschliche Schwachheit gestattet, auch das geringste Wort von

dem, was er gehört hat, vergessen soll. Um so weniger darf er, in welchem Falle und unter welchem Vorwande es geschehen möchte, die Beicht zum Schaden desjenigen wenden, der ihm sein Vertrauen geschenkt hat.

Sie thun es aus lobenswerther Bescheidenheit, daß Sie gewöhnlich nur Ihren Taufnamen führen; aber Ihr Beichtkind darf nicht das Opfer dieser Bescheidenheit werden. Es ist wahrscheinlich, daß es, wenn es gewußt hätte, daß der Abbé Frank der jüngere Sohn des edlen Hauses Fitz-Graham sei, sich nicht an diesen gewendet haben würde. Als solcher sind Sie demselben das vollkommenste Stillschweigen schuldig. Sie haben aber auch eben als solcher das Recht und die Pflicht, dasselbe zur Genugthuung anzuhalten. Der erste Akt der Genugthuung in diesem Fall ist aber, daß es keinen Unschuldigen an seiner Stelle sterben lasse, gleichviel ob dieser Unschuldige Ihr Bruder sei oder nicht.

Suchen Sie also Ihr Beichtkind wieder zu sehen, stellen Sie ihm vor, daß es auf dem Punkte stehe, einen zweiten und schlimmern Mord, als den ersten, auf sich zu laden. Bitten, beschwören

Sie es, sich der Obrigkeit auszuliefern, oder wenn dieses nicht, wenigstens zu gleicher Zeit, da es für seine persönliche Sicherheit sorge, eine Erklärung zu geben, die den Kapitän retten kann. In welchen Ausdrücken und vor wem diese Erklärung geschehen soll, überlasse ich Ihrer Einsicht. Wenn sie nur vor Allem ungezwungen und freiwillig ist.

Wenn aber dieser Mensch sich weigert, wenn Gott Ihnen nicht verleiht, sein Herz zu rühren, so geschieht dies darum, weil Gott mit Ihnen und Ihrem Herrn Bruder andere Absichten hat. Sein heiliger Wille geschehe! Niemandem steht es weniger zu, als dem Priester, von ihm Rechenschaft darüber zu verlangen. In diesem Falle, mein lieber Sohn, ist Ihre Pflicht ohne Zweifel peinlicher, aber sie kann nicht zweifelhaft sein: Sie müssen ... beten und schweigen.

Ihr Benehmen wird namentlich Ihrer ehrwürdigen Mutter und Ihrem Herrn Bruder gegenüber schwierig werden. Ich will Sie des Glückes nicht berauben, Ihnen, sowie übrigens aller Welt zu sagen, daß Sie die Ueberzeugung, ja die Gewißheit haben, daß Ihr Bruder unschuldig sei; aber hüten Sie sich, wenn

auch nur durch ein einziges Wort, durch eine einzige Geberde einen Augenblick vermuthen zu lassen, daß Sie den wahren Schuldigen kennen; denn, ich wiederhole es Ihnen: die erste Pflicht des Beichtvaters ist — Schweigen. Das größte Verbrechen, das ein Priester begehen könnte, wäre, diese Pflicht zu verletzen. Taceat etsi moriturus — er schweige, wenn er auch sterben müßte!

Gott hat ohne Zweifel große Absichten mit Ihnen, mein theurer Sohn! da er Ihnen noch in Ihrem jugendlichen Alter eine Prüfung schickt, die vielleicht in den Geschichtsbüchern ohne Beispiel ist. Fassen Sie denn Muth und Vertrauen! Ihr Bischof wird Sie, wenn es nöthig ist, in dem Kampfe unterstützen. Morgen früh und alle Tage wird er bei Ihnen sein, um Sie wieder zu stärken und beten zu helfen.

Es grüßt Sie und ertheilt Ihnen seinen bischöflichen Segen

† Hieronymus,
Erzbischof von Dublin.

Ich las diesen Brief des ehrwürdigen Prälaten, las ihn wieder und faßte den Entschluß, mich nach demselben, wie nach dem Willen Gottes selbst zu richten. —

Da unser Aller Loos erst am Abende durch das Gespräch mit meinem Beichtkinde entschieden werden sollte, so konnte ich nicht so lange warten, um meinen Bruder zu umarmen; es schien mir, als könnte ich den entehrenden Verdacht nicht schnell genug wieder gut machen.

Kaum in dem Gefängnisse angekommen, warf ich mich in seine Arme; ich konnte nicht warten, bis wir allein waren. — „Mein Bruder, mein armer Bruder!“ rief ich aus, „verzeih’ mir, daß ich an deinem Worte habe zweifeln können! Du bist unschuldig, ich weiß es, hörst Du, mein lieber Bruder, ich weiß, daß Du unschuldig bist!“ — „Gott sei gepriesen!“ antwortete er. Und der so starke Mann, der meine Verhöre und meinen Verdacht ertragen hatte, ohne sich zu beklagen, fing wie ein Kind zu weinen an. — „Gott sei gepriesen!“ wiederholte er. „Aber wie hat man meine Unschuld erfahren? wann werde ich frei werden?“

Diese so einfachen Fragen verursachten mir eine neue und schreckliche Pein. Ich hätte mich darauf gefaßt halten sollen, und wußte nun nicht, was ich ihm antworten sollte. Ich stammelte, ich weiß nicht was, über Dinge, von

denen wir überzeugt sind, ja von denen wir volle Gewißheit haben, ohne sie jedoch beweisen zu können, und verließ den Kapitän weniger ergeben, als ich ihn bei meiner Ankunft getroffen hatte, zugleich aber unglücklicher, weil anfänglich meine unklugen Aeußerungen Hoffnungen in seinem Herzen erweckt hatten, die ich nachher selbst wieder vernichten mußte.

Ich wagte nicht, nach Hause zurückzukehren aus Furcht, es möchte mir mit meiner Mutter ebenso gehen. Ich brachte den größten Theil des Tages in der Kirche zu und ging dann in den Straßen spaziren, bis die Stunde meines sonderbaren Stelldicheins gekommen war. Ich wartete schon mehr als eine halbe Stunde ganz allein an meinem Beichtstuhle und fing an zu fürchten, daß der Mann gar nicht erscheine, als ich ihn bei dem zweifelhaften Lichte der Lampe unentschlossenen Schrittes und, als fürchte er, in eine Schlinge zu fallen, seine Augen scheu um sich werfend, herankommen sah. Ich rief ihm; er stand zitternd still, und ich sah ihn unter dem Mantel seine Hand an eine verborgene Waffe legen. Als er sich versichert hatte, daß ich allein war, wollte er sich auf einer Seite des Beicht-

stuhls auf die Kniee niederwerfen, woran ich ihn verhinderte.

„Kommen Sie in mein Haus,“ sagte ich zu ihm, „wir können dort länger und ungestörter mit einander sprechen.“

Er sah mich verdächtig an.

„Ich würde den Beichtstuhl vorziehen, er ist heiliger.“

„Der Priester ist überall Priester; wenn ich Sie hätte verrathen wollen, wären Sie schon festgenommen.“

„Aber Sie haben einen Bruder zu retten.“

„Es ist wahr; ich habe aber auch eine Seele zu verlieren.“

Bei diesen Worten blickte er mich fest an, er schien noch einen Augenblick zu zaudern, nahm mich aber dann beim Arme und wir verließen die Kirche. So lange wir auf der Straße waren, wechselten wir kein Wort mit einander. Vor meinem Hause angekommen, zog ich den Schlüssel aus meiner Tasche und bat ihn, leise hineinzugehen, um meine Mutter nicht aufzuwecken. Jetzt ergaben sich neue Anstände: er wollte dies nicht ohne Licht thun. Ich mußte hinaufgehen, um eines zu holen und dann wieder herabkommen,

um ihn herein zu begleiten. Endlich befanden wir uns in meinem Zimmer am Feuerherd sitzend, einander gegenüber.

Ich kann Ihnen in Wahrheit nicht sagen, was hier zwischen uns vorging. Vielleicht haben nie zwei Männer ein ähnliches Gespräch mit einander gehabt. Ich fing an, von meinem Bruder zu reden, und wie schrecklich es sei, einen Unschuldigen auf dem Schaffot sterben zu sehen. Er erwiderte mir, daß dies in der That sehr traurig sei, aber es könne nun einmal nicht anders sein, indem er selbst durchaus nicht sterben wolle. Ich schilderte ihm den Kummer und die Herzensangst unserer alten Mutter, er blieb unempfindlich; man hätte sagen mögen, er müsse nicht wissen, was es um eine Mutter sei. Dieser Mensch war ein rohes Thier, welches nur zwei Instinkte kannte, die Habsucht nämlich und die Selbsterhaltung. Den Abend vorher hatte ich ihn noch einem andern Instinkt zugänglich gefunden, nämlich der Furcht. Ich redete also mit ihm von der Hölle und von der furchtbaren Rechenschaft, die er eines Tages zu geben haben werde; dadurch wurde er bewegt, er weinte, schluchzte und — bot mir hundert, zweihundert,

dreihundert Pfund Sterling, wenn ich ihm die Lossprechung ertheilen wollte.

Zu versuchen, ihn zu bereden, daß er sich selbst anzeigen und der Obrigkeit ausliefern solle, bot wenig Hoffnung dar; und dann weiß ich nicht, ob mir mein Gewissen erlaubt hätte, ihm diesen Rath zu geben. Ich bemühte mich also, ihm begreiflich zu machen, daß es ein Mittel gebe, meinen Bruder zu retten, ohne seine persönliche Sicherheit zu gefährden. Ich schlug ihm z. B. vor, in's Ausland zu gehen und eine von zwei Zeugen unterzeichnete Erklärung zu hinterlassen, in welcher er sich als den Urheber des Verbrechens bekännte und Einzelheiten angäbe, welche den Richter zu überzeugen geeignet wären. Nichts! Dieser Mensch setzte in Alles Mißtrauen. Er fürchtete, die Zeugen möchten ihn verrathen, ehe er die drei Königreiche verlassen hätte. Uebrigens war es ihm auch nicht sehr darum zu thun, das Vaterland zu verlassen, namentlich jetzt, da er reich geworden war; denn er sprach von den 2000 Pfund Sterling, die er seinem Opfer gestohlen hatte, wie von einem väterlichen Erbe oder wie von Ersparnissen, die man durch ehrliche und harte Arbeit errungen

hat. Er setzte mir mit einer furchtbaren Kaltblütigkeit die Händels-Unternehmungen aus einander, die er beginnen wollte; er sagte mir, wie er es dabei angehen werde, um seine kleine Habe, wie er es nannte, zu erhalten und zu vergrößern, und wie er jetzt die Tochter eines Müllers heirathen könne, die er ebenso wenig liebte, als er von ihr geliebt war, die ihm jedoch als die einzige Tochter eines alten und geizigen Vaters sehr gefiel.

Es wäre unmöglich, Ihnen zu sagen, was ich bei einer solchen Unterhaltung litt. Ich hörte ihn mit einer Geduld an, deren ich mich in jener Zeit nicht fähig gehalten hätte; es war für mich von solcher Wichtigkeit, das Ziel zu erreichen, daß ich vor keinem Versuche zurückschreckte, wie fruchtlos auch die bis jetzt unternommenen sein mochten.

In einem Augenblicke vergaß ich den heiligen Charakter, mit dem ich bekleidet war. Müde, wider diese undankbare Natur zu kämpfen, wagte ich, ihn hören lassen: daß ich, wenn er sich nicht dazu verstände, meinen Bruder zu retten, wohl selbst ihn den Behörden überliefern könnte. Da zog er seinen Dolch, aber ich entriß

ihm denselben, wie ich es einem Kinde gethan haben würde, und warf ihn durch das Fenster auf die Straße; dann aber warf ich mich, beschämt darüber, daß ich ein solches Mittel angewendet hatte, zu den Füßen dieses Mannes nieder, ich benetzte sie mit meinen Thränen, ich flehte ihn um Verzeihung an. Nichts, rein nichts! Dieser Mensch hatte kein Herz; er war ein wildes Thier, nur ohne den Muth und die Kraft desselben.

Als der Tag anbrach, führte ich ihn wieder auf die Straße hinaus. Darauf warf ich mich angekleidet auf mein Bett; ich war ganz erschöpft, denn ich hatte seit achtundvierzig Stunden nicht mehr geschlafen. Es stand nicht lange an, so unterlag ich dem Schlafe, was ich nicht zu hoffen gewagt hätte. —

Als ich erwachte, stand meine Mutter blaß und schwer athmend bei meinem Bette. Ich vermuthete, daß ich laut geträumt haben müsse, und zitterte, mein verhängnißvolles Geheimniß möchte mir entwischt sein. Es war, Gott sei Dank! nicht so; ich hatte so viel gesagt, daß sie vermuthen konnte, ich wisse etwas, aber doch nicht so viel, daß sie erfahren hätte, was ich wisse. Ich hatte von der Un-

schuld meines Bruders als einer gewissen und ausgemachten Sache gesprochen; ich hatte mich mit dem wirklichen Mörder seines Nebenbuhlers unterhalten, aber ohne zu sagen, aus welcher Quelle ich diese Ueberzeugung geschöpft habe, wer der Schuldige sei, wo und wie ich ihn kennen gelernt. — Meine Mutter richtete nun Fragen an mich, auf welche ich nicht antworten konnte und nicht antworten durfte. Ueber mein Stillschweigen erzürnt, überhäufte sie mich bald mit den unverdientesten und bittersten Vorwürfen, bald zerraufte sie sich die Haare, warf sich auf den Fußboden nieder und beschwor mich unter Thränen, unter Schluchzen, ihr ihren geliebten Sohn zurückzugeben. — Erlassen Sie mir, mich über diesen zweiten Kampf, der zwar kürzer, aber peinlicher als der erste war, weiter zu verbreiten. —

Glücklicherweise kam, so lang er noch dauerte, der Erzbischof, und meine Mutter hielt es für ihre Schuldigkeit, uns allein zu lassen. Ich erzählte ihm Alles, was seit dem Abend vorher vorgegangen war; er hörte mich mit Thränen in den Augen an und spendete mir reichlich Trost und Ermuthigung. Als er hierauf meine

Hand in der seinigen hielt, rief er plötzlich aus: „Gott sei Lob, mein Sohn, Sie haben ein Fieber! Gott, der die Größe Ihres Opfers zu würdigen weiß, schickt Ihnen diese Krankheit des Leibes, um Sie auf einige Zeit den Leiden des Geistes zu entziehen. Von dem Augenblick an sind Sie für die Worte, die Ihnen entwischen könnten, nicht mehr verantwortlich; aber ich bin es, dem Sie Ihr Geheimniß anvertraut haben; und da Sie jetzt nicht mehr über sich wachen können, so wird Ihr Bischof diese Sorge übernehmen."

Wirklich kam der fromme Prälat eine ganze Woche lang, welche ich im Delirium eines hitzigen Fiebers zubrachte, weder bei Tag noch bei Nacht von meinem Lager und gestattete Niemandem den Eintritt in mein Zimmer, selbst meiner Mutter nicht. — Als mich das Delirium verlassen hatte und ich wieder bei Besinnung war, fühlte ich mich so schwach, daß ich kaum mehr die Kraft zu leiden hatte, so zwar, daß, als der verhängnißvolle Tag der Hinrichtung kam . . . .

„Wie!" rief einer der Zuhörer, John mit Namen, außer sich, „der Tag der

Hinrichtung?! Ist Ihr Bruder verurtheilt worden?"

„Er ist gehenkt worden! meine Herren, gehenkt! Er wurde, als ein seines Adels verlustiger Edelmann mit Ketten beladen, gehenkt. Der Henker zerbrach, so lange er noch lebte, vor seinen Augen sein Schwert und zerriß die Wappen unseres Hauses. —

— Als der verhängnißvolle Tag der Hinrichtung kam, brachten wir, der Bischof nämlich und ich, denselben auf unseren Knieen liegend und die Gebete für die Sterbenden betend zu. Oft wurden wir durch das Geschrei der Menge und durch den Lärm der Trommeln unterbrochen; denn man hatte zu dieser Hinrichtung bedeutende Streitkräfte aufgeboten. Die christliche Ergebung meines Bruders und seine wiederholten Betheuerungen, daß er unschuldig sei, hatten ihm zahlreiche Freunde erworben, und man fürchtete einen Aufstand, wozu damals in Irland der erste beste Vorwand hingereicht hätte."

„Und Ihre Mutter?" rief John.

„Sie litt nicht lange: acht Tage nachher ward sie mit ihrem geliebten Sohne wieder vereinigt. In dem Augenblicke, wo ihre Seele die Welt verlassen wollte,

neigte sich der Erzbischof über ihr Bett. Ich weiß nicht, was er ihr sagte, aber Freude glänzte in ihren brechenden Augen, als sie dieselben zum Himmel erhob, von nun an überzeugt, daß sie dort ihren Sohn wieder finden werde. Hierauf rief sie mir, den sie seit dem Ereignisse nicht mehr hatte sehen wollen; sie drückte mich in ihre abgemagerten Arme, überhäufte mich mit Liebkosungen und Thränen, nannte mich ihren Heiligen, ihren Seligen, ihren Märtyrer, und als der Prälat sie gesegnet hatte, wollte sie, daß auch ich ihr meinen Segen ertheile." — —

„Aber," fragte John den Erzähler, — um denselben nicht länger bei einer für ihn so schmerzlichen Erinnerung verweilen zu lassen, — „Sie haben uns von der Wiedereinsetzung Ihres Bruders in seinen Stand und seine Würde noch nichts erzählt; wurde die Unschuld desselben also endlich doch erkannt?"

Gott hat mir diese Gnade verliehen, sonst wäre ich wohl nicht so alt geworden. Der flüchtige Verbrecher bezeugte noch seine Missethat öffentlich. Wenn diese Geschichte nicht seit Jahren allgemein bekannt wäre, hätte dann ich, der

Beichtvater, sie Ihnen heute erzählen können!?" —

III.

Heinrich Garnet,

Jesuitenprovinzial.

Dem Schullehrer Mr. Brian Garnet in Derbyshire — nach andern Autoren in Nottingham — wurde im Jahre 1554 ein Sohn geboren, der in der hl. Taufe den Namen Heinrich erhielt und seine erste Erziehung im Kolleg Williams von Wickham in Winchester genoß, wo er als der hoffnungsvollste Jüngling im Hause galt. Von dort sollte er in das New-Kolleg in Oxford geschickt werden. Er trat aber aus heiligster Ueberzeugung in die katholische Kirche ein, reiste nach Spanien und von da nach Rom, wo er im Jahre 1571 um Aufnahme in die Gesellschaft Jesu bat, die ihm auch gewährt wurde. Nach Beendigung des Noviziats wandte er sich den Studien mit erneutem Eifer zu und erfreute sich in dieser Beziehung der besten Lehrer; wir nennen hier nur einen Bellarmin, Suarez, Pererius, Clavius u. a.

Er machte große Fortschritte in den Wissenschaften, ohne dabei des Studiums der Vollkommenheit in geistlichen Dingen als Christ und Ordensmann zu vergessen, indem er angelegentlich die Wissenschaft der Heiligen betrieb. Er war eine Zeit lang Professor der hebräischen Sprache im römischen Kolleg der Gesellschaft Jesu, sodann öffentlicher Lehrer der Metaphysik. Ebenso nahm er eine Zeitlang den Lehrstuhl des berühmten Clavius in der Mathematik ein, bis er im Jahre 1586 mit P. Robert Southwell als Missionär nach England geschickt ward, wornach er sich lange gesehnt hatte. Dort in England waren die Katholiken — vogelfrei.

Zwei Jahre nach seiner Landung in England, als P. William Weston, der Superior der Jesuiten in England, in die Hände der Verfolger gefallen und ins Gefängniß geworfen war, wurde P. Garnet als der geeignetste Mann bestimmt, ihm als Oberer der Provinz England zu folgen. Von dieser Zeit an bis zum Ausbruche der sogen. Pulververschwörung verwaltete er dieses schwere und verantwortungsvolle Amt so, daß er von allen, die mit ihm zu verkehren hatten, im höchsten Grade geehrt und geliebt wurde.

Unsägliches litten die Katholiken unter Elisabeth, Heinrichs VIII. Bastardtochter, der Mörderin der Maria Stuart. Unsäglich waren die Gewaltthaten dieser intoleranten Königin mit dem aufgedunsenen Gesichte, den kleinen Kalmückenaugen, der vorspringenden Habichtsnase, den aufgeworfenen Lippen, den schwarzen Zähnen, dem kahlen Kopfe und der rothen Perrücke und der kleinen Gestalt, dieser „jungfräulichen", alten gräulichen Tyrannin, welche so stolz war, daß man nur knieend ihr nahen durfte, so eitel, daß sie bei ihrem Tode 4000 Kleider hinterließ, und so lüstern, daß ich meine Feder nicht mit der Schilderung ihrer desfallsigen Thaten beflecken will.

Elisabeth war im Jahre 1603 aus dieser Welt abgerufen worden und König Jakob I. folgte ihr auf dem Throne. Obschon dieser König den Katholiken große Hoffnungen, ja Versprechungen gegeben hatte, daß er ihren Leiden ein Ende machen wolle, sobald er zur Krone gelangt wäre, so sahen sie nicht das geringste von einer Duldung ihrer Religion; statt die Strafgesetze der Elisabeth zu mildern oder aufzuheben, widerrief er nicht nur nichts, sondern ließ noch neuen Gesetzen und neuer

Strenge dazu freien Lauf. Die Katholiken nahmen dieses Kreuz auf ihre Schultern und trugen es in christlicher Geduld. Papst Clemens VIII. hatte durch ein besonderes Breve die Katholiken Englands zum Gehorsam gegen den König und zu Gebeten für denselben eigens aufgefordert. Nichtsdestoweniger wurde der schreckliche, mit Blut geschriebene Kodex aus Elisabeths Regierung in seiner vollen Ausdehnung erneuert und durch weitere Härten vervollständigt. Jeder, der außer Landes studirt oder sich aufgehalten hatte, wurde für unfähig erklärt, bewegliches oder unbewegliches Gut zu erben, zu kaufen oder zu besitzen. Eine königliche Verordnung verhängte über alle katholischen Missionäre die Verbannung, und die Obrigkeiten wurden angewiesen, die Strafgesetze gegen die geächteten Priester, sobald sie im Lande betreten wurden, unverweilt und mit aller Strenge zu vollziehen. So waren bald die Kerker angefüllt mit Katholiken; andere Opfer kamen an den Bettelstab und nicht wenige katholische Missionäre starben für den Glauben auf dem Blutgerüste.

Die an Verzweiflung grenzende Aufregung unter den Katholiken ließ sich indessen bei einigen vornehmen Edelleuten

nicht beruhigen, und so gab es etliche wenige junge Männer, welche weder dem Papste noch den katholischen Missionären Gehör schenkten, die neue Verfolgung gottergeben hinzunehmen. Es waren ihrer im Ganzen erst fünf, später neun Verschwörer, unwürdig des Namens Katholiken, denn Christ sein in den Zeiten der Verfolgung heißt: Martyrer sein und nicht Mörder.

Erbittert über die schreckliche Verfolgung ihres Glaubens beschlossen diese wenigen Verschworenen, das Parlament mittels Pulver in die Luft zu sprengen. Man nennt diese abscheuliche Uebereinkunft in der Geschichte Englands die Pulververschwörung. An der Spitze derselben stand ein überspannter Edelmann aus vornehmer und reicher Familie, namens Robert Catesby, der in seiner Jugend vom katholischen Glauben abgefallen, dann, nachdem er sein Vermögen durchgebracht hatte, wieder zurückgekehrt war und nun den Plan gefaßt hat, König und Parlament als Urheber der barbarischen Katholikenverfolgungen in die Luft zu sprengen. Er gewann für sich noch einen Thomas Winter, Thomas Percy, Johannes Wright und Guy Fawkes.

Diese fünf theilten das furchtbare Geheimniß. Später gewannen sie noch vier andere.

Am 5. November 1605 sollte der Plan ins Werk gesetzt werden, und wurden sie in ihrem Entschlusse dadurch noch mehr bestärkt, daß sich in dieser Zeit das Gerücht verbreitete, daß im demnächst beginnenden Parlamente Maßregeln getroffen werden sollten, um die gänzliche Ausrottung des alten Glaubens zu sichern. Die Haltung des Königs und die feindselige Sprache des protestantischen Bischofs von London schienen dieses Gerücht zu bestätigen.

Von den neun Verschworenen waren es indessen zwei, welche der Sache eine andere Wendung gaben. Franz Tresham und Thomas Winter.

Tresham, etwas weicheren Gemüthes, war wankend geworden. Um das Komplot zu hintertreiben, ohne seine Genossen zu verrathen, richtete er kurz vor dem 5. November genannten Jahres an seinen Schwager, den Lord Mounteagle, einen mit verstellter Hand geschriebenen Brief ohne Namensunterschrift, worin er den Lord bat, wenn er sein Leben liebe, an dem Eröffnungstage des Parlaments nicht

in demselben zu erscheinen. Der Lord, obgleich Katholik, wollte auf diese Weise sich nicht geholfen wissen und theilte den Brief sogleich dem Staatssekretär mit, der ihn dem König überbrachte. So ward die Ausführung des geplanten Verbrechens hintangehalten. Die Verschworenen wurden, insoweit sie nicht bei der Gegenwehr auf der Flucht fielen, gefangen genommen und am 30. Januar 1606 hingerichtet. Die Katholiken Englands, welche sie nach vereitelter That zum Aufruhr entflammen wollten, sahen in ihnen nur Meuchelmörder und Schänder der katholischen Religion und reichten ihnen nicht die Hand. Der andere der Mitverschworenen: Thomas Winter, wurde mit Recht von einem großen Gewissenszweifel beunruhigt: es schien ihm in der That nebenher noch ein Verbrechen, mit den Schuldigen auch die Unschuldigen leiden zu lassen. Er theilte sein Bedenken dem Robert Catesby mit und dieser versprach, den Gewissensfall dem P. Heinrich Garnet, aus der Gesellschaft Jesu, zur Entscheidung vorzulegen. Aber Catesby kleidete die Sache vor dem Priester ganz anders ein. Er erdichtete einen Fall, der gar nicht auf das verbrecherische Vor-

haben paßte. Er fragte nämlich: ob ein katholischer Feldherr eine protestantische, gegen ihren rechtmäßigen Fürsten unbotmäßige Stadt stürmen dürfe, wenngleich er wisse, daß dabei mit den Schuldigen auch Unschuldige, Katholiken und Protestanten umkommen würden. Die Antwort auf diese Frage, die nichts Befremdendes hatte, da jedermann wußte, daß Catesby nach Flandern in den Krieg ziehen wollte, konnte natürlich nur eine bejahende sein.

Weiter lesen wir nun aus den Verhörgeschichten der Verschworenen, daß Catesby den verbrecherischen Plan nunmehr selbst zum Gegenstand seiner Beichte gemacht habe. Es ist nicht festgestellt, aus welchem Grunde dieser Elende sein böses Vorhaben der sakramentalen Schlüsselgewalt unterworfen habe. Möglich, daß er es that, von seinem Gewissen bedrängt; wahrscheinlicher aber ist es, daß er fürchtete, die Jesuiten möchten nach vollbrachter That das katholische Volk von ihm abwendig machen, denn die Jesuiten waren es ja, welche unaufhörlich auch bei dieser beispiellosen Verfolgung die Katholiken zur Ergebung in den göttlichen Willen und zur Treue gegen den

König, auch wenn er sie verfolge, ermahnten. Die Jesuiten mußten daher auf irgend eine Art zum Stillschweigen gezwungen werden. Und dieses wird wohl der Grund gewesen sein, weshalb Catesby auf den Plan gerieth, das Vorhaben dem P. Oswald Greenway oder Greenwell, genannt Tesmund, in der hl. Beichte zu eröffnen. Aus den Akten geht hervor, daß dieser alles that und versuchte, sein Beichtkind eines Bessern zu belehren und von seinem Verbrechen abzubringen. Verlorene Mühe! Alles, was er erhalten konnte, war die Erlaubniß, dem P. Garnet die Sache vorzulegen, aber gleichfalls unter dem heiligen Beichtsiegel. P. Garnet, von Schrecken erfaßt, entschied natürlich augenblicklich das Rechte, verurtheilte und verwarf den abscheulichen Plan und machte, da er ihn wegen des Beichtsiegels nicht entdecken durfte, die äußersten Anstrengungen, die That zu verhindern. Er brachte es soweit, daß Catesby versprach, er wolle nichts thun oder unternehmen, ohne Kenntniß und Zustimmung des heiligen Stuhles, diese aber — das wußte ja P. Garnet — würde er nie erhalten haben. So wurde P. Garnet wieder

einigermaßen beruhigt und glaubte die Gefahr abgewendet. Catesby hatte solches aber nur zum Scheine zugesagt. Und so brach die Katastrophe herein.

Die entdeckte Verschwörung lieh den Feinden der katholischen Kirche indessen zu günstige Waffen gegen dieselbe, als daß sie dieselben nicht zu deren Untergange benützt hätten. Wenn in England noch ein Funke des alten Glaubens glimmte, wenn die Katholiken Englands noch fest mit dem päpstlichen Stuhle verknüpft waren, so verdankte man dieses hauptsächlich den Vätern der Gesellschaft Jesu.

Robert Cecil, König Jakobs Minister, dieser machiavellistische Staatsmann, mußte sich gestehen, daß man umsonst alle Schrecken zur Vertreibung der Jesuiten zuhilfe nehme, daß man durch Hinrichtungen nur immer mehrere dieser ihm verhaßten Priester anlocke; dagegen hoffte er, sie selbst bei den Katholiken, deren Königstreue ihm bekannt war, in Verachtung zu bringen und sie auf diese Weise für immer aus dem Reiche zu vertreiben, wenn er sie als Urheber einer so verabscheuungswürdigen Frevelthat öffentlich bezeichnen könnte. Er erwirkte bei dem

Könige den Befehl zur Verhaftung der Väter Gerard, Tesmund und Garnet. Die ersten zwei begaben sich eine Zeitlang außerlands. P. Garnet, der Provinzial, blieb im Reiche. Am 28. Januar 1606 wurden P. Garnet und P. Oldcorne nebst ihren Dienern John Owen und Ralph Ashley verhaftet und schließlich im Tower eingekerkert.

P. Garnet wurde nicht weniger als 23 mal peinlich verhört, doch konnte trotz all dieser Vernehmungen weder hinreichender Grund aufgefunden werden, ihn zu verurtheilen, noch brachte man irgend einen belastenden Zeugen wider ihn auf die Bahn.

Schon bei den Verhören der Verschworenen hatte man sich alle erdenkliche Mühe gegeben, jene Unglücklichen zum Angeben der Jesuitenmissionäre zu vermögen, aber ohne Erfolg. Sie alle betheuerten vor Gericht, und Thomas Winter sogar auf der Richtstätte, den Strang, der sein Leben endigen sollte, um den Hals, die Unschuld aller Jesuiten ohne Ausnahme. Bates jedoch, ein Diener und Mitverschworener Catesbys, ließ sich durch die Versprechungen Cecils, er könne sein Leben dadurch sich erkaufen, zu der Aeußerung

verleiten, er glaube, daß die Väter Garnet, Gerard und Tesmund um die Verschwörung gewußt haben könnten, da sie die Beichtväter einiger Verschworenen gewesen seien. Uebrigens widerrief Bates vor seinem Tode diese Aussage wieder und erklärte seine Vermuthung für unbegründet. Auch den Laienbruder Owen legte man, um einen Anhaltspunkt von ihm zu erpressen, auf die Folter und spannte seinen Leib so unmenschlich aus, daß sein Unterleib aufriß und die Eingeweide herausdrangen. Umsonst.

P. Garnet selbst theilte den Richtern mit, was er, ohne das Beichtsiegel zu verletzen, sagen durfte. Er rechtfertigte sein Schweigen durch Berufung auf seine priesterliche Pflicht. In einem andern Lande und vor andern Richtern hätte er Recht finden müssen; in England dagegen, wo die Beichte nicht mehr unter die Sakramente gerechnet und keine priesterliche Pflicht zur Wahrung des Beichtgeheimnisses mehr anerkannt wurde, konnte ihn diese Berufung auf seine heilige Pflicht damals nicht retten.

Am 28. März war die letzte feierliche Gerichtssitzung. Die gewissenhafte Be-

wahrung des Beichtgeheimnisses war das einzige „Verbrechen", dessen man den Angeklagten überführen konnte; diese Bewahrung des Beichtsiegels war aber seine heiligste unverbrüchlichste Priesterpflicht, sie bildet heutzutage seinen höchsten Ruhm und bleibt in Ewigkeit die glorreiche Ursache seiner himmlischen Herrlichkeit als Martyrers der katholischen Kirche und als Blutzeugen für die Unverletzlichkeit des Beichtsiegels.

Er wurde von den protestantischen Richtern für schuldig erklärt. Am 3. Mai 1606 wurde P. Garnet zu London von drei Pferden vom Tower nach St. Pauls-Kirchhof geschleift, wo für seine Hinrichtung ein Galgen und ein Schaffot aufgerichtet waren und sich eine unzählige Menschenmenge versammelt hatte. Auf dem Wege dahin hielt er Augen und Hände zum Himmel erhoben, an dem sein Herz hing. Viele Katholiken und auch etliche Protestanten sahen in ihm den Heiligen und baten ihn unterwegs um seine Fürbitte bei Gott. Auf der Richtstätte angelangt, ward er von der Schleife genommen; er begrüßte mit edlem Anstande das Volk, welches den ganzen Platz, sowie die Fenster und Dächer der

umliegenden Häuser besetzt hatte; hierauf betrachtete er mit lächelnder Miene die furchtbaren Todeswerkzeuge und das lodernde Feuer, welches sein Herz verzehren sollte. Da näherte sich ihm Heinrich Montague und forderte ihn im Namen des Königs auf, Seine Majestät um Verzeihung zu bitten. Sofort antwortete P. Garnet: „Niemals habe ich meinen König beleidigt, vielmehr jederzeit, was immer in menschlichen Kräften stund, angewandt, um jede Verschwörung und Erhebung zu verhindern. Dafür, daß ich mit pflichtschuldiger Gottestreue das Beichtgeheimniß bewahrt, kann ich rechtlicherweise nicht zum Tode verdammt werden; mein Stillschweigen hierüber ist kein Verbrechen, und ich konnte nicht anders, ohne der ewigen Verdammniß anheimzufallen. Hinsichtlich der letzten Verschwörung verabscheue ich jederzeit derlei verrätherisches Beginnen, wie es auch der Bischof von Rom verabscheut. Sollte indessen der König und die britanische Regierung durch die Erfüllung meiner Pflicht sich beleidigt fühlen, so bitte ich sie recht gerne um Verzeihung."

Der Pöbel, der ihn auf dem Wege bis hieher geschmäht und geschimpft hatte,

begann hier bei seinem ehrwürdigen, achtungsgebietenden Anblicke, der des Verurtheilten Unschuld bewies, zu schweigen, und mit jedem Augenblicke schien sich das Volk von der Ungerechtigkeit des gefällten Urtheils mehr zu überzeugen. Einige protestantische Prediger unternahmen es, den Pater zu bereden, ihrer Religion zu folgen. Er verachtete ihre Phrasen und erklärte, sterben zu wollen im katholischen Glauben, von welchem er sein ewiges Heil erwarte. Da es gerade der Tag des Festes Kreuzauffindung war, nahm er davon Veranlassung, von dem Kreuze zu reden, das er an diesem Tage auf sich zu nehmen imbegriffe stand, um seinem Erlöser nachzufolgen. Weiter belehrte er noch die Umstehenden, Protestanten und Katholiken, über die hl. Gesetze des Priesterthums bezüglich des Beichtgeheimnisses und bat alle Katholiken, nie und nirgends an einen Verschwörungs-Versuch zu denken oder daran sich zu betheiligen, da es durchaus mit der hl. Religion unvereinbar wäre. Schließlich ermahnte er sie, ein geduldiges Gemüth zu haben und den Umgang mit allen unruhigen und ungestümen Geistern zu meiden.

Hierauf wurde er entkleidet und zum

Fuße der Leiter geführt. Hier kniete er nieder und betete eine zeitlang im Stillen, stieg sodann einige Stufen hinauf, betete dort für den König, die Königin, den Prinzen und den ganzen Rath; er flehte den Segen Gottes herab auf alle Zuschauer, auf daß Gottes Gnade sie alle eines Tages zum hl. römisch-katholischen Glauben zurückführen möge, was der richtige Weg sei, sich die Seligkeit zu sichern. Sodann erklärte er, daß er für seine Person als Katholik sterbe, und bat alle seine Glaubensgenossen, für ihn und mit ihm zu beten. Hierauf machte er — wegen des Kreuzfestes — das hl. Kreuzzeichen und sagte: „Wir beten dich an, Herr Jesus Christus, und preisen dich, denn durch dein hl. Kreuz hast du die Welt erlöst! Das Zeichen des hl. Kreuzes wird am Himmel erscheinen, wann der Herr kommen wird zu Gericht. Alleluja!" Nun begrüßte er die allerseligste Jungfrau Maria mit einer kurzen Hymne, kreuzte seine Hände vor der Brust und empfahl seine scheidende Seele in die Hände seines Schöpfers.

Darnach bot er seinen Hals dem Strange dar. Die Menge schrie laut auf, als ihn der Nachrichter von der Leiter stieß. Mit

dem allmählich fliehenden Leben sanken seine Arme, die man ihm frei gelassen, und die er kreuzweise über der Brust liegen hatte, nach und nach herab. Noch lebte er, als der Henker herzutrat, um ihn abzuschneiden und dem Urtheile gemäß abzuschlachten. Es sollte ihm noch bei lebendigem Leibe das Herz herausgeschnitten werden. Aber ein Schrei des entsetzten Volkes hinderte ihn daran. Der Nachrichter wartete nunmehr erst den Tod ab, alsdann hieb man die Leiche in Stücke und zeigte dem Volke das blutende Haupt mit dem Rufe: „Es lebe der König!" Aber niemand aus der Menge — man schätzte sie auf 20,000 Menschen — stimmte in den Ruf ein. Alle gingen schweigend von dannen. Das Volk hatte einen Unschuldigen, einen christlichen Helden, einen Martyrer des Beichtsiegels, einen Heiligen sterben sehen, und glücklich schätzte sich, wer sein Taschentuch in das herabströmende Blut tauchen konnte.

P. Garnet litt im 51. Jahre seines Lebens und im 30. nach seinem Eintritt in die Gesellschaft Jesu den Martertod für seine Pflichterfüllung. Sein Haupt wurde auf der London-Brücke aufgesteckt. Sein Name steht im Buche der Unsterblichen.

IV.

Der selige Johannes Sarkander,

Dechant in Holleschau.

Wer am 17. August 1619 durch die Straßen von Prag wandelte, konnte am Morgen eine große Aufregung und Gährung in Volk und Adel beobachten, gegen Abend dagegen die böhmische Hauptstadt von stürmischem Jubel ergriffen sehen. Die protestantischen Stände von Böhmen, Mähren und Schlesien hatten dem Königreiche Böhmen eine neue Verfassung gegeben, welche der Feudalaristokratie die höchste Gewalt sicherte, und ihren rechtmäßigen König Ferdinand „als den Erbfeind der Gewissensfreiheit" des böhmischen Thrones verlustig erklärt. Zwei Tage später hatten sie den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem König gewählt, welcher trotz allseitiger Abmahnungen die Rebellen-Krone annahm, sie aber nur kurze Zeit trug und in der Geschichte den Namen „Winterkönig" führt.

Der böhmische Aufstand, der eigentlich mit dem bekannten Prager „Fenstersturz" losbrach, hatte wohl seine Wurzeln in

den heftigen Religionsspaltungen jener Zeit, seine Hauptnahrung aber fand er vor allem in dem ganz unermeßlich gesteigerten Haß gegen das Haus Habsburg, sowie in dem Streben nach Erweiterung von Macht und Besitz seitens des böhmischen und mährischen Adels. Um „Gewissensfreiheit" und „Toleranz" war es jenen unbotmäßigen Herren weniger zu thun. Auch sie waren ja Enkel jener Protestanten, welche auf dem Speyerer Reichstag (1529) gegen die Duldung der Katholiken protestirten und sich feierlich verwahrten, die Klausel wegen der Toleranz gegen die Katholiken zugeben zu können. Von diesem Protest tragen sie den Namen und belehrt uns derselbe, daß sie schon in ihrem Ursprunge nicht tolerant waren, was sogar einen Lessing*) veranlaßte, klipp und klar zu sagen: „Die Lehre von der Toleranz, eine wesentliche Lehre der christlichen Religion, war ihnen (den Vätern der sog. Reformation) weder bekannt noch recht behaglich." Die Verfolgungssucht dieser Leute gegen alles Katholische ist allbekannt, und sollte es einmal

*) II. Brief aus dem 2. Theile der Schriften, 1753.

irgendwie in Vergessenheit kommen wollen, so ist von ihrer Seite sattsam dafür gesorgt, daß solches in keinem Jahrzehnte und an keinerlei Orte geschehe, so daß es nicht mehr den Anschein hat, sondern zur Gewißheit geworden ist, daß viele dieser Menschen nur vom Katholiken- und Kirchenhasse leben.

So war es auch damals, als man das Jahr 1619 schrieb. Greifen wir nur eines von den vielen tausenden von Beispielen heraus.

Auch in dem mit Böhmen verbundenen Mähren war der Religionskrieg, der sich zugleich als eine Machtfrage erwies, heftig entbrannt. Es galt der Verdrängung der katholischen Kirche und des Hauses Habsburg. Die geld- und machtgierigen aufständischen Standesherren Böhmens und Mährens, ohnedies dem deutschen Wesen feind, hatten sich heimlich sogar mit dem türkischen Sultan in Verbindung gesetzt, und dieser zeigte sich nicht abgeneigt, durch einen neuen Einfall in die österreichischen Erblande die Verlegenheit des Kaisers zu erhöhen. Außerdem verbündeten sich die Rebellen mit verschiedenen lutherischen und calvinischen Fürsten und den niederländischen General-

staaten behufs Erlangung von Kriegsvolk und Geld.

Dem Kaiser fehlte es augenblicklich nicht nur an einem kriegsbereiten Heere, sondern auch an ausreichenden Geldmitteln. Er bemühte sich daher eifrigst zur Herstellung des Friedens; allein die Rebellen waren zu sehr im Vortheile, um seinen Vorschlägen Gehör zu schenken. So gestalteten sich die Verhältnisse von Tag zu Tag günstiger für die Pläne der böhmisch-mährischen Umsturzpartei und die Empörer wurden mit jedem Tage frecher und gewaltthätiger. So war es geschehen, daß man im Jahre 1619 sich einen eigenen König, den sog. „Winterkönig" erwählte.

Mathias von Thurn war mit einem Heere von 15,000 Mann in Mähren eingerückt, dessen in Brünn versammelte Stände sich für den Anschluß an Böhmen entschieden, hatte seine zügellosen Schaaren gegen Oesterreich geführt, um auch hier den Anschluß mittels der protestantischen Stände zu erzwingen und den König Ferdinand aller Macht zu berauben, und war so am 5. Juni 1619 vor Wiens Thoren angekommen.

In jenen Tagen befand sich zu Holle-schau in Mähren ein Pfarrer der Diözese Olmütz, zugleich Dechant seines Sprengels, der in jenen zerfahrenen Zeiten ungemein günstig wirkte. Sein Name war Johannes Sarkander. Er war geboren am 20. Dezember 1576 zu Skoczow in Schlesien, unweit Teschen, von wenig bemittelten, aber sehr frommen Eltern. Sein Vater hieß Georg Mathias Sarkander, seine Mutter Helena, eine geborene Gurec von Kornic. Beide verwendeten alle Sorgfalt auf die christliche Erziehung ihres Sohnes, der schon im zartesten Alter seiner Kindheit diese Mühen mit dem besten Erfolge lohnte, die Freude seiner Eltern war und durch die kindlichen Aeußerungen der Liebe zur Frömmigkeit und Gottesfurcht zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Indessen, da der kleine Johannes noch ein Knabe war, ging sein Vater frühzeitig mit Tod ab. Die sorgsame Mutter gab den Knaben wohl mit schwerem Herzen, doch zu seiner weiteren Ausbildung nach Freiberg in Mähren, wo er von Priestern der Gesellschaft Jesu Unterricht in der Religion und in der lateinischen Sprache empfing. Die Humaniora studirte Sarkander zu Ol-

mütz, der Philosophie lag er zu Prag ob, woselbst er wegen seiner ausgezeichneten Zeugnisse im Bartholomäi-Konvikt Aufnahme fand. Dort ward er Magister der Philosophie. Seine theologischen Studien machte er zu Graz in Steyermark, woselbst er im Dezember 1607 zum Priester geweiht wurde. Als solcher kehrte er bald in sein geliebtes Vaterland zurück, wo er etliche Zeit in der praktischen Seelsorge bei seinem Bruder Nikolaus, Dechant zu Troppau, zubrachte, worauf er im dreiunddreißigsten Lebensjahre Pfarrer in Neustadt wurde. Wegen seines unermüdlichen Eifers in Ausübung seiner Berufspflichten wurde er alsbald auf die Pfarreien Charvat, Zdaunek nächst Kremsir und Boskowitz befördert. Am 6. Mai 1616 siedelte er als Pfarrer und Dechant nach Holleschau über.

Hier steuerte er, Rechnung tragend der Noth der so schweren Zeitläufte, ganz besonders und mit dem ganzen Aufgebote seines apostolischen Eifers dem Umsichgreifen der herrschenden Meinungen jener Zeit und erbaute die ihm anvertraute Gemeinde durch Wort und Werk. Ein Vater der Waisen, ein Beschützer der Witwen, ein Ernährer der Dürftigen,

ein fleißiger Besucher der Kranken, ein Freund der Kinder, ein sorgfältiger Verwalter und Ausspender der hl. Sakramente, verfocht er mit athanasianischer Beredsamkeit gegenüber den Befangenen den wahren Glauben, rügte mit väterlichem Ernste die Laster und widerlegte die landläufigen religiösen Falschmeinungen jener Tage mit großer Gelehrsamkeit. Die sich Bekehrenden nahm er liebreichst auf und verschaffte sich so die Achtung der ihm Anbefohlenen. Den Kirchenfeinden war er natürlich ein Dorn im Auge, ein Pfahl im Fleische. Hiezu kam noch, daß er gewisse kirchliche, resp. pfarrliche Gerechtsame zu vertheidigen gezwungen war und die Hilfe des Landeshauptmanns Ladislaw von Lobkowic anrufen mußte. Hiedurch verfeindete er sich mit der akatholischen Gemeinde Bistritz und deren Gutsherrn Wenzel Bitowsky von Slavikowic. Die vielen Unkatholischen der ganzen Umgebung machten nun natürlich gemeinschaftliche Sache mit einander, fielen vorerst mit teuflischen Zungen über ihn her, boten alles auf, um dem Dechant von Holleschau zu schaden und allerhand Kränkungen zu bereiten, derart, daß er bald im Pfarrhause nicht mehr wohnen

und die Pfarrei nicht mehr bedienen konnte, ohne sich gröbsten Schmähungen und den ärgsten Mißhandlungen ausgesetzt zu sehen. Da diese Verfolgungswuth von Tag zu Tag stieg, beschloß Sarkander auf den Rath seiner Freunde, den Verhetzungen eine Zeit lang auszuweichen und Holleschau zu verlassen. Er machte aus der Noth eine Tugend und verwandelte diesen erzwungenen Urlaub zu einer Wallfahrt nach Czestochau in Polen (Juli 1619), um Maria, der Helferin der Christenheit, seine Noth zu klagen und seine Bedrängniß zu empfehlen.

Da zu jener Zeit der Stallmeister des Herrn von Lobkowic geschäftehalber eben auch nach Polen reiste, benützte der Pfarrherr von Holleschau diese Fahrgelegenheit, vertraute seine Pfarrgeschäfte einem Priester der Umgegend und fuhr nach Czestochau, woselbst er vier Wochen verweilte, sich geistig stärkte, für das Wohl seiner Pfarrei andächtig betete und den Himmel um Geduld und Beistand in den kommenden Leiden anflehte. Nachdem er seine Andacht verrichtet hatte, besuchte er Schlesien, seine Heimath und zwar den seinem Geburtsorte nahegelegenen Markt-

flecken Ribnik, wo er sich gleichfalls ein paar Wochen aufhielt.

Inzwischen hatten die Akatholiken seine Kirche zu Holleschau annektirt. Sofort eilte er auf diese Kunde nachhause. Da man ihm bedeutete, der vorzüglichste Stein des Anstoßes der Andersgläubigen sei er, und man ihm zu verstehen gab, nach seinem Wegzuge werde es für die Katholiken jener Gegend besser, so resignirte er auf die Pfarrei, um seinen Pfarrkindern endlich Ruhe und Sicherheit zu verschaffen. Sarkander begab sich nach Krakau. Dort hörte er aber, daß in seiner Pfarrei die Katholiken viel leiden müßten. Ende November 1619 kehrte er daher über Ribnik nach Holleschau zurück, um nach dem Ergehen der dortigen katholischen Gemeinde selbst zu sehen.

Da er diese sehr verfolgt und gehaßt fand, beschloß er, zu bleiben und ihr aufs neue seine Dienste zu widmen.

Nun fielen im Februar des folgenden Jahres (1620) polnische Kosaken in Mähren ein, welche König Sigismund von Polen dem Kaiser Ferdinand, der in jenen Gegenden Krieg führte, zuhilfe geschickt hatte. Sie zerstörten nach dem traurigen Gesetze des Krieges vieles, was

ihnen unter die Hände kam und hausten, wie im Feindeslande eben geschieht.

Als sie in die Nähe von Holleschau kamen, ging ihnen Sarkander in Prozession, mit dem hochwürdigsten Gute in der Hand, entgegen. Dies wirkte. Die feindlichen Soldaten, welche als Polen katholisch waren, erkannten sich hier katholischen Glaubensgenossen gegenüber, bekreuzten sich, sanken aufs Knie vor dem hochwürdigsten Gute und verschonten die Holleschauer Gegend. Und was war sein Dank von Seite der Holleschauer Protestanten?

Nun glaubten die mährischen Akatholiken, Sarkander stehe im Einverständnisse mit den Kosaken, ja, er habe sie eigens zum Einfall ins Land gerufen. Was sie vermutheten, hielten sie für wahr; das ist noch heutzutage Manier aller verführten und boshaften Leute. Solche leben von falschem Argwohn, Entstellungen, Verzerrungen, Verdächtigungen, Verleumdungen und von der Unduldsamkeit. Niemand ist so sehr blind, als wer nicht sehen will.

Während aber der liebevolle Sarkander durch diesen gläubigen Einfall die Holleschauer Gegend von den kriegerischen Feinden befreite, gerieth er selbst und eben

hiedurch, wodurch er ihnen Rettung verschaffte, in die Hände seiner verbissenen mährischen Feinde. Denn als dieses einer der ersten mährischen Rebellen, Wenzel von Bitowsky, dem die Kosaken sein Bistric geplündert hatten, erfuhr, stieg seine Wuth über Sarkander aufs höchste. Auf sein Anstiften beschuldigten nun die dortigen Protestanten öffentlich den Sarkander, daß er auf seiner Reise die Polen und Kosaken ins Land gerufen und zur Plünderung angestiftet habe. Eine schamlose Verleumdung. Aber die verbohrten Leute glaubten alles. Dies bewog die Rathsversammlung der aufrührerischen Stände zu Brünn, Sarkander vorzuladen, binnen drei Tagen in Brünn zu erscheinen. Da dieser vor den Aufständischen nichts zu thun hatte und diese Rebellen wohl z. B. die Herren im Lande, nicht aber seine Obrigkeit waren, so entzog er sich ihrer angemaßten Gewalt und begab sich nach Tobitschau in das Schloß des Grafen von Salm; allein er wurde bald verrathen und von den dortigen Bürgern nach Olmütz in den Kerker geführt. Hier inquirirten ihn seine erbittertsten Feinde Ladislaw Zerotin, Wenzel von Bitowsky, Ctibor Czernowsky und Prazma. Er

ward in die Torturkammer geschleppt, mit dem Folterhemd angethan und auf die Folter gespannt.

Man wollte von ihm erpressen, weshalb Ladislaw von Lobkowic seinen Stallmeister, dessen Fahrgelegenheit Sarkander zufällig mit benützt hatte, im Juli 1619 nach Polen geschickt habe, was er aus dem Beichtstuhle wissen müsse, da Sarkander des L. von Lobkowic Beichtvater sei.

Um solches zu erzwingen, ward Sarkander nun mehrere Tage hintereinander in der fürchterlichsten Weise gefoltert. Auf Befehl Bitowskys ergriff ihn der Henker und befestigte an dessen rückwärts festzusammengeschnürten Händen einen Strick, mit welchem er ihn unter gräßlichen Schmerzen und Begleitung zahlreicher Hohn- und Schimpfworte von Seite der „Richter“ in die Höhe wand. An seine Füße wurden noch überdies schwere Steine gebunden. Dies dauerte eine ganze Stunde. Sarkander erduldete diese Qualen in der Folterhöhle ohne andere Klage als die Worte: „Jesus, Maria und St. Anna!“ Als Sarkander die erwünschte Antwort nicht ertheilte, so wurden ihm noch schwerere Steine an die Füße gehängt und er selbst

noch höher hinaufgezogen gegen die Decke zu. Sarkanders Geduld überwand der Peiniger Grausamkeit. Vier Tage später folterte man ihn mit der Feuertortur. Der Kleider beraubt, ward der Martyrer des Beichtgeheimnisses auf die Folterbank gespannt und auf beiden Seiten in den Weichen mit Fackeln gebrannt. Diese entsetzliche Marter dauerte zwei Stunden. Die Richter wurden des Peinigens müde. Sarkander blieb standhaft und erklärte: „Ich weiß nichts aus der Beichte und lasse mich eher in Stücke zerreißen, als daß ich aus einer Beichte auch nur das Geringste entdecke." Die hiedurch in Wuth gebrachten und zudem betrunkenen Tyrannen befahlen, den Gefolterten abermals mit den rückwärts zusammengebundenen Händen in die Höhe zu ziehen und die beiden Seiten seines nackten Körpers mit Fackeln zu brennen. Der grausame Befehl ward vom Henker seinem ganzen Inhalte nach mit Freuden vollzogen. Nachdem die Fackeln verbraucht waren, begann man eine andere Tortur: es wurden auf beiden Seiten des nackten Körpers brennende Wachskerzen angehalten, dann sechs in Schwefel und Pech eingetauchte Federn nach einander

angezündet und solche auf die Brust, Schultern und andern Theile des Körpers gelegt; waren dieselben ausgebrannt, so wurden sie durch neue ersetzt. Die Geduld des christlichen Helden war unüberwindlich. Die Ketzer schrieben dies teuflischen Künsten zu und beschlossen, dieser übernatürlichen Unterstützung Satans ihn zu berauben. Abergläubisch wie sie waren, zogen sie von seinem Körper die Nägel, kratzten die Haare ab, machten alles zu Pulver und gaben es, mit schmutzigem Wasser und Schweißtropfen vermischt, ihm zum Trinken. Sarkander war mehr einem halbverbrannten Stücke Holz als einem Menschen ähnlich. Diese Tortur währte drei Stunden. Des Anblicks müde, geboten die Tyrannen, die Sache für diesmal zu beendigen. Ohnmächtig brach der also gefolterte Pfarrer von Holleschau zusammen; man trug ihn in seinen Kerker zurück und warf ihn aufs Stroh. Dort schmachtete er vier Wochen lang ohne Pflege und verelendete. Aber er gab nicht das geringste Geständniß noch das mindeste Zeichen der Ungeduld und Traurigkeit von sich. Denen, die ihn bemitleideten, sagte er: „Meine größten Leiden sind meine süßesten Freuden.“ Unter Betracht-

ung himmlischer Dinge und Gebete brachte er Tage und Nächte hin. Der Teinitzer Pfarrer Sibek spendete ihm liebreich die Tröstungen der katholischen Religion, die hl. Sakramente, worauf dieser Martyrer des Beichtgeheimnisses endlich am 17. März 1620, sterbend an seinen gräßlichen Wunden, während des Betens sanft entschlief.

Im Tode gab sein Körper einen wunderbaren, angenehmen Geruch von sich und sein abgezehrtes, bleiches Gesicht erhielt eine außerordentlich schöne rothe Farbe.

Beigesetzt ward sein hl. Leib in der Pfarrkirche zu „Unserer lieben Frau" vor dem Altare der hl. Barbara, wo er nach dem über den Winterkönig erfochtenen Siege am weißen Berge durch seinen Bruder Nikolaus Sarkander, damals Olmützer Domherrn, einen marmornen Grabstein erhielt, in welchem die Leiden des Seligen von Künstlerhand eingemeiselt wurden.

Man wallfahrtete sowohl zu dem Grabe des Seligen, den Gott durch Wunder verherrlichte, wie zu der Marterhöhle, welche durch die namhaften Beiträge der Wallfahrter nach und nach zu einer schönen

Kapelle eingerichtet und am 6. Juli 1704 feierlichst eingeweiht ward. Im Jahre 1785, als die Pfarrkirche zu „Unserer Lieben Frau" säkularisirt wurde, hat man die Gebeine Sarkanders in die Pfarrkirche des hl. Michael übertragen, wo sie bis heute ruhen. Im Jahre 1859 endlich wurde der mährische Glaubensheld von Papst Pius IX. selig gesprochen.

V.

Pfarrer Kobylowitsch von Oratow.

Es mögen bald fünfzig Jahre sein, da ging der katholische Pfarrer Kobylowitsch von Oratow, einer kleinen Gemeinde in der Nähe der großen russischen Stadt Kiew, spät abends rasch zum Haus hinaus, den Mantel hatte er um sich geschlagen und außerdem durch Kopfbedeckung und Kragen sein Gesicht fast unkenntlich gemacht. — „Hochwürden gehen noch aus," bemerkte die alte Haushälterin, „wohin wohl? — damit ich Auskunft geben kann, wenn jemand fragen sollte."

„Ich komme bald zurück," erwiderte der noch ziemlich junge Geistliche etwas

aufgeregt und traurig, Du brauchst niemand wissen zu lassen, daß ich fortgegangen bin." — Dann wandte er sich zur Thüre.

„Hochwürden, ich wollte noch bemerken, daß Ihr Gewehr nicht an seinem Platze ist — ich finde es nirgends!" rief die ängstliche Person dem Pfarrer nach. „Ach was, Gewehr! — das wird sich schon finden," sagte er hastig, und damit verschwand er in dem Dunkel der Nacht. Die Haushälterin wandte sich einem hinteren Stüblein zu; hier lag das Mütterchen des Pfarrers im Bette, gebrechlich und alt. „Ach wie bang ist mir", seufzte diese, „ich meine, es müsse etwas Besonderes über mich kommen." „Und Hochwürden waren so sonderbar heute, ich kann es nicht begreifen," fügte die Haushälterin an; es muß ein besonderer Gang sein, den er zu machen hat." „Es wird wohl wiederum eine arme Seele sein, inmitten der russischen Schismatiker, der er insgeheim beistehen muß," tröstete die Mutter. „Du weißt ja, wie schrecklich die russischen Beamten uns Katholiken verfolgen, wir wollen, wenn Du mit Deinen Arbeiten fertig bist, den schmerzhaften Rosenkranz für meinen Sohn beten."

Der Pfarrer schritt unterdessen weiter und weiter dem Walde zu. Dort harrte ein Fuhrwerk an verborgener Stelle. Rasch stieg er ein, und fort ging's durch die Nacht. In der Nähe einer ansehnlichen Ortschaft wurde nach zweistündiger Fahrt Halt gemacht; der Pfarrer stieg aus und wandte sich einem großen Hause zu. Hier sehen wir eine rührende Scene. Im hell-beleuchteten Zimmer, dessen Fenster aber sorgfältig verhängt und verschlossen sind, findet die Taufe eines Kindes statt. Der Vater und die Geschwister des Neugeborenen knieen ringsum in Andacht, leise und rasch vollzieht der Priester die heilige Handlung. Dann spendet er der Wöchnerin die Aussegnung und wendet sich zum Gehen. „Tausendfaches Vergeltsgott, Hochwürden," flüsterte der Mann — offenbar ein höherer russischer Beamter — dem Scheidenden zu; „Sie haben uns einen unschätzbaren Dienst geleistet." „Wenn man mich nur nicht gewahr wird," erwiderte der Priester. „Es geschieht nicht. Mein Iwan ist verschwiegen, und die Nacht ist dunkel. Aber Sie, Hochwürden, flehe ich an, verrathen Sie mich nicht, Sie wissen, ich käme um Amt und Brod und würde fürchterlich gestraft, wenn die

Regierung erfahren würde, daß ich katholisch bin. Ich bitte, schweigen Sie und denken Sie an meine sechs Kinder!" — „Ich brauche es Ihnen nicht erst zu versprechen," erwiderte der Geistliche, „es versteht sich ja von selbst, daß ich schweige, schweige unter allen Umständen; darauf gebe ich Ihnen mein priesterliches Wort." Eine Viertelstunde später sauste das Fuhrwerk wieder dahin durch die Nacht. Dem Priester ist's eigen um's Herz. Warum mahnt's ihn immer so sonderbar ängstlich zum Beten? Warum sagt's ihm immer wieder: „Bete, damit Du überwinden kannst?" Warum sieht er immer wieder den Heiland so blutig vor sich unter der Kreuzeslast und hört ihn sagen: „Wenn Du mein Jünger sein willst, so verleugne Dich selbst, verleugne Dich bis zur Kreuzesarmuth und Verlassenheit, gib Alles dahin für mich: Ich will dann Dein Lohn sein." Warum so? — Und fester umfaßt der Pfarrer seinen Rosenkranz und betet. Am Waldsaum hält der Schlitten wieder; er steigt aus. Iwan grüßt und kehrt um, der Pfarrer schreitet verstohlen dem Dorfe zu und betritt unbemerkt sein Haus. Aber da kommt ihm schon die Haushälterin entgegen, die Augen voll

Thränen und ruft: „O Herr Pfarrer, wie lange wartet man schon auf Sie! Man hat den Oekonomen Pietrow erschossen gefunden —“ „Meinen Vetter?“ rief der Pfarrer erschrocken aus. „Ja, den Mann Ihrer Nichte,“ bestätigte die Haushälterin; er ist ermordet worden. Man wollte es Ihnen anzeigen; der Hülfsorganist ist wohl ein halb dutzend mal dagewesen, sammt einigen Begleitern, und ich habe ihm feierlich versichern müssen, daß der Herr Pfarrer nicht anwesend sei.“ „Hat Pietrow noch eine Zeit lang gelebt?“ „Nein, er war todt, als man ihn fand.“ „In Gottes Namen! Nun laßt mich allein.“

Damit schritt der Pfarrer die Treppe hinauf. Es war 1 Uhr nachts. Wenige Minuten nachher schlief er fest. Als er wieder erwachte — es war kaum eine Stunde nachher — so stand ein russischer Polizeibeamter sammt ein paar Kosaken vor dem Lager des Geistlichen. „Sie sind verhaftet,“ sagte der Erstere, „stehen Sie sofort auf.“ Sofort zum Untersuchungsrichter verbracht, erhielt der entsetzte Geistliche die Kunde, er sei wegen Verdachts des Mordes an dem unglücklichen Bauern verhaftet. Das Doppelgewehr des Geist-

lichen war, noch von Pulverdampf geschwärzt, in der Sakristei gefunden worden, die tödtliche Kugel war aus dem Gewehre gekommen, der Pfarrer hatte dies selbst nicht leugnen können.

„Wie ist das Gewehr in die Kirche gekommen? — Wie kam es aus Ihrem Zimmer? — Wer hat es weggenommen? Wer abgeschossen? — Auf all' diese Fragen hatte der Pfarrer nur die Antwort: „Ich weiß es nicht." Aber die Antwort gilt eben bei Gericht nicht viel. Ob der Herr Pfarrer einen Verdacht auf Jemand habe, der den Bauern getödtet haben könnte? Der Pfarrer fragte entgegen: „Wer hat den Verdacht auf mich gelenkt? Wer hat das Gewehr gefunden und die Sache angezeigt?" Er bekam keine Antwort darauf und fügte nun an: „Da ich einen Unschuldigen auch nicht einen Augenblick in die geringste Verlegenheit bringen möchte, so will ich den Gedanken verschweigen, der mir eben aufgestiegen ist, — es wäre zu gräßlich." Der Beamte erhob sich jetzt und fragte laut und bestimmt: „Herr Pfarrer gestehen Sie, Sie haben den Bauern Pietrow erschossen."

Der Pfarrer erhob sich ruhig und

majestätisch, blickte den Beamten offen und gerade an und sprach: „Gott weiß, ich habe eine solche That nicht begangen, ich weiß nichts davon, ich bin unschuldig."

„Hatten Sie aber mit dem ermordeten Manne Ihrer Nichte früher Wortwechsel und Streit?" fragte der Beamte weiter. „Ich war gegen die Heirath, weil ich wußte, daß meine Nichte mit diesem Manne nicht glücklich werde, und das hat sich bewahrheitet. Die Beiden lebten höchst unglücklich. Ich habe ihm, aber auch meiner Nichte ihre Schuld vorgehalten, um sie zu bessern." „Sie leugnen also, den Pietrow getödtet zu haben?" „Ich habe ihn nicht getödtet." „Wohlan — wo waren Sie zu der Zeit, da der Mord vorfiel?" Der Pfarrer erblaßte. In dieser Zeit hatte er die heimliche Taufe vorgenommen. „Ich — ich war —; darüber kann ich keine Auskunft geben," sprach er endlich. „Waren Sie zuhause?" „Nein." „Ist Jemand mit Ihnen gegangen?" „Nein." Pflegen Sie um diese Zeit auszugehen?" „Nein — nur wenn die Amtspflicht mich ruft."

„Letzteres war doch wohl nicht der Fall — daher frage ich noch einmal: Wo waren Sie zur Zeit des Mordes?

Weisen Sie mir Zeugen nach, daß Sie irgendwo anders waren, als an der Stelle der That, dann sind Sie frei." Der Pfarrer schwieg. „Ich bin trotz alledem nicht schuldig," sprach er, „wenn Gott es zuläßt, so bin ich bereit, auch unschuldig zu leiden." „Sie sind der Mörder!" rief der Beamte, „Sie und kein anderer! — Führt den Gefangenen ab."

Einige Tage später öffnet sich die Gefängnißthür des Verhafteten und es trat ein der Hilfsorganist und Staatsschullehrer aus dem Orte des Geistlichen. Verwundert blickte der Geistliche auf. Warum kam dieser Mann zu ihm? Der russische Oberbeamte hatte dem Pfarrer zuleide denselben in Oratow angestellt, um ersteren möglichst zu plagen, und das hatte auch der Hilfsorganist gethan. Auf alle erdenkliche Weise hetzte er gegen den treuen Geistlichen und suchte er ihn bei der russischen Regierung anzuschwärzen. Nun aber kam er ganz gebeugt herein und warf sich weinend zu Füßen des Pfarrers nieder. „Hochwürden," rief er, die Hände ringend, „o helfen Sie mir Ruhe finden, hören Sie meine Beichte an!"

Eine halbe Stunde — dreiviertel Stunden dauerte es, bis der Kerker sich wie-

der öffnete. Bleich und verstört trat der Organist heraus und ging rasch von dannen. Draußen vor dem Gefängniß aber schaute er nochmals mit triumphirend höhnischem Blicke hinauf zu dem vergitterten Fenster und murmelte: „Jetzt ist ihm der Mund geschlossen — nun bin ich sicher."

Der Pfarrer aber kniete in seiner Zelle. Er hatte sein Angesicht in den Händen begraben und betete und stöhnte abwechslungsweise.

„Nicht mein Wille, sondern der Deine," murmelte er, „gib Gnade, Herr, zu dem, was du befiehlst, und leg' mir auf, was Du willst."

Sechs Wochen später fand die Verhandlung statt. Der Pfarrer weigerte sich, zu sagen, wo er während der verhängnißvollen Zeit gewesen, und ebenso, ob er Niemand im Verdacht hätte. Er betheuerte einzig seine Unschuld; aber umsonst. Alles sprach für seine Schuld; das Gericht erkannte nach kurzer Berathung den Pfarrer Kobylowitsch von Oratow als schuldig des Mordes und verurtheilte ihn zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in den sibirischen Bergwerken. — „Gottes Wille geschehe," war das letzte

Wort des Geistlichen; „nach dem Elend und Jammer dieser Erde kommt bald die Seligkeit, welche den Lohn und die Rechtfertigung mitbringen wird. Bis dahin harre ich mit Gottes Hilfe aus in Schmach und Pein.“

Nicht lange dauerte es, nachdem er ins Gefängniß zurückgebracht war, da trat der Dekan herein, befahl dem Pfarrer, sich zu erheben, und las ihm den Erlaß seines Bischofs Borowsky in Zytomierz vor, in welchem dieser über den des Mordes überwiesenen Priester die große Excommunication aussprach und ihn aus dem Geistlichenstande degradirte. — „Ich küsse die Hand meines Bischofs,“ sprach der Ausgestoßene, mühsam nach Fassung ringend — „er weiß nicht — er weiß nicht — Gott wird mich —“ Der Arme brach zusammen .... Daß darüber sein Mütterchen gestorben war, vernahm er mit Ruhe, sagend: „Jetzt weiß sie schon, daß und warum ich unschuldig bin.“

Einige Wochen später trat ein Zug Sträflinge, zwei und zwei zusammengeschlossen zu Fuß den Weg nach Sibirien an. Es mochten ihrer hundert sein. Unter ihnen war der einstige Pfarrer von Oratow. Noch einmal von der letzten Höhe

schaute er zurück zu seinem Dorfe; ein Stoß mit dem Lanzenschaft von seiten eines Kosaken trieb ihn weiter.

Zwanzig Jahre gingen hin. Im Pfarrdorfe Oratow waltete längst ein anderer Pfarrer. Der Organist war noch im Orte, aber er schlich krank und unstät umher. Seine Frau, die Nichte des verurtheilten Pfarrers und Witwe des ermordeten Pietrow, die er bald nach dessen Tod geheirathet hatte, kniete oft stundenlang in der Kirche betend und weinend. — Und drüben in der benachbarten Stadt im Hause jenes Beamten, dessen Töchterlein der längst von fast Allen vergessene Pfarrer Kobylowitsch in stiller Nacht getauft hatte, ging's unheimlich zu. Aus einem verschlossenen Zimmer ertönten oft Klagelaute und furchtbare Wehrufe, dazwischen hörte man ein wahnsinniges Weib von einer Taufe, dem katholischen Geistlichen, dem orthodoxen Papste erzählen in abgebrochenen Sätzen. — „Die arme, arme Mama," seufzte dann eine blasse, unschuldige Jungfrau im blühendsten Alter — der einstige Täufling; und sie fügte an: „Nicht wahr, Papa, wenn vollends Johanna größer ist, dann darf ich ins Kloster? Ich will dem lieben

Gott mein Leben schenken, daß die Mama wieder gesund und Du wieder froh wirst." — Und der greise Beamte hatte traurig „ja" dazu gesagt. Ach, er wußte ja zu gut, daß er durch sein feiges Schweigen den Pfarrer von Oratow ins Unglück gebracht hatte und daß seine Frau dabei den Verstand verlor.

Es war spät am Abend, da stand der neue Pfarrer von Oratow am Sterbebette des Organisten und Staatslehrers, nachdem er ihn mit den hl. Sterbsakramenten versehen hatte. Er öffnete die Thüre und lud die schon harrenden Gemeindeältesten und Beamten ein, herzutreten und zu vernehmen, was der Sterbende ihnen sagte. Und er bekannte nun alles: daß er den Bauern Pietrow erschossen, um dessen Witwe heirathen zu können, daß er den Verdacht auf den Pfarrer gelenkt, und endlich, daß er dem Pfarrer den Mord gebeichtet habe. — „Ich wußte, daß der Geistliche lieber als Verbrecher stirbt, denn das Beichtsiegel verletzt," fügte er an; „ich habe mich nicht getäuscht — Gott sei mir gnädig." Bald darauf starb er.

Sofort wurde das Urtheil gegen den Märtyrer aufgehoben und dessen Frei-

lassung verfügt. Als nach Wochen endlich das Schreiben nach Sibirien kam, so zuckte der dortige Oberbeamte die Achseln und sagte: „Zu spät, der Mann ist seit vier Jahren todt, gestorben in den Bergwerken. Die schwere Arbeit hat ihn geliefert. Schade — er war gar still und brav und hat immer gebetet." ...

Der Himmel ist um einen Märtyrer, die Kirche um ein glorreiches Zeugniß zu Ehren ihres heiligen und segensreichen Bußsakramentes reicher. — Ja, Gottes hl. Kirche ist groß in ihren Bekennern!

VI.

Ein Bekenner des Beichtgeheimnisses.

In Podolien ist eine katholische Pfarrei, welche in der letzten Zeit ein Schauspiel erlebte, das in den unverwelklichen Kranz der Ehren unserer hl. römisch-katholischen Kirche eine neue Blume flocht. Die Gemeinde hat ihren Pfarrer wieder erhalten, der, vor 15 Jahren zu den Bergwerken Sibiriens verurtheilt, durch einen Akt der Gerechtigkeit des Fürsten Dondukoff-Korsakoff mit Glanz in Amt und Würde

wieder eingeführt wurde, und dieser Pfarrer ist ein Martyrer des Beichtsiegels. Vor 15 Jahren hatte er in der Sakristei seiner Kirche einen Menschen Beicht gehört. Bevor dieser aus der Sakristei sich entfernte, ließ er ein Kleidungsstück fallen, ob mit Absicht oder aus Versehen, weiß kein Mensch. Aber das Kleidungsstück trug Flecken von Blut; es gehörte einem Manne zu, der ermordet war. Weil dies Kleidungsstück in der Sakristei gefunden wurde, ist es als ein Beweisstück gegen den Pfarrer angesehen, und dieser vor Gericht gezogen worden. Ein Name hätte ihn gerettet; aber dieses Wort sprach er nicht, weil er den Namen des Schuldigen nur aus dem Beichtstuhl kannte. Das Gericht verurtheilte den kathol. Pfarrer zu den Bergwerken Sibiriens. Klaglos ließ der Priester sich als Mörder behandeln, — 15 Jahre lang. Aber der große Gott wacht über seine Diener. Der Mörder wird krank und kommt zum Sterben. Da denkt er an den armen Pfarrer in Sibirien, und in der Todesnoth legt er ein Geständniß ab. Dem Verurtheilten wird durch das Gericht seine Ehre wieder gegeben, und einem Augenzeugen dieser Festlichkeiten seiner Wiedereinsetzung in

Amt und Würde verdanken wir diese Nachricht.

VII.

P. Andreas Faulhaber,

Kaplan und Schloßprediger zu Glatz.

Friedrich II., König von Preußen, hatte Schlesien und die Grafschaft Glatz widerrechtlicherweise mit dem Schwerte von Oesterreich getrennt und den General Heinrich August Frhrn. de la Motte Fouqué, den er mit einer fast unumschränkten Gewalt versehen, zum Kommandanten der Stadt und Festung Glatz ernannt. (1742.) Dieser Gouverneur, der Sohn eines gegen die katholische Kirche verbitterten Refugié, war ein geschworener Feind der katholischen Religion; er pflegte auch seine Gesinnungen gar nicht zu verheimlichen und eines seiner Lieblingsmottos soll gewesen sein: „Ich bin allen katholischen Geistlichen feind und den Jesuiten spinnenfeind.“ Also ein echter Kulturkämpfer des 18. Jahrhunderts. Er hatte eine seiner würdige, „edle“ Gemahlin, Namens Elisa Masson, die unter andern

frommen Wünschen auch den hatte, einmal einen katholischen Geistlichen am Galgen zu sehen. Dies tolerante Ehepaar herrschte über die anektirte katholische Grafschaft Glatz.

Als der Preußenkönig diese Provinz sich „angliederte", hatte er dem zu Breslau abgeschlossenen Friedensvertrage gemäß versprochen, „die katholische Religion in dem befundenen Zustande zu lassen und sie seines Schutzes zu versichern."

Einen der dunkelsten Flecken im Leben Friedrichs II. von Preußen, welches dieser Flecken in Hülle und Fülle besitzt, bildete die von ihm verfügte Hinrichtung des Glatzer Schloßpredigers, des Kaplans P. Andreas Faulhaber am 30. Dezember 1757 unter der Statthalterschaft des obengenannten Generals Fouqué, dem es eine Lust war, die katholische Kirche und ihre Priester zu quälen und zu drangsaliren.

Andreas Faulhaber, zu Glatz am 21. Mai 1713 geboren, war der Sohn eines Großuhrenmachers. Er studirte zu Glatz und zu Prag, erhielt im Jahre 1750 die hl. Weihen und feierte am 29. Sept. desselben Jahres in der Pfarrkirche zu Glatz das erste hl. Meßopfer. Darauf

ward er als Hilfsgeistlicher zu Landeck, Reinerz, Königshain und zuletzt neben seinem Bruder Augustin, älterem Stadtkaplan, angestellt. Als die Jesuiten im März 1757 Glatz verlassen mußten, ward ihm das Amt eines Kirchenkatecheten, Schloßpredigers und Lehrers in den drei unteren Gymnasialklassen übertragen. Faulhaber selbst war kein Jesuit, sondern Weltgeistlicher, obgleich ihn sogar König Friedrich II. von Preußen in der Kabinetsordre, worin er ihn zum Tod verurtheilte, als Jesuiten bezeichnete.

Faulhaber besaß neben seinen priesterlichen Tugenden viele andere gute Gaben, Fähigkeiten und Talente. Er verfaßte eine historische Schrift, er zeichnete 15 Kupferstiche, die er seinem Werkchen beigab, er war ein geschickter Meister im Schnitzen, er gravirte in seinem späteren Arreste auf den zinnernen Trinkbecher mit der Zunge seiner Schuhschnalle mehrere Scenen seines damaligen herben Schicksales, er dichtete eine Reihe marianischer Lieder und komponirte dazu sehr ansprechende Melodien.

In den ersten Tagen des September 1757 nun desertirten zwei Soldaten von der damaligen Garnison: Joseph Nentwig

und Johann Veit aus der Festung Glatz. An der Grenze auf dem Wege nach dem böhmischen Städtchen Braunau stießen sie auf ein im dortigen Gebüsch stehendes Piquet preußischer Husaren, von denen sie ergriffen, an die Schweife der Pferde gebunden und in die Festung zurückgebracht wurden.

J. Nentwig, der ältere, 40 Jahre alt, hatte den erst 18 Jahre zählenden J. Veit zur Entweichung verleitet; es war ihm deshalb bekannt, daß er dadurch nach den Kriegsgesetzen eine schwerere Strafe als jener verwirkt hatte. Es war ihm gerathen worden, und seine Schlauheit und Todesfurcht gab es ihm wohl auch selbst ein, sich auf einen Geistlichen zu berufen, der ihm das eingegeben habe, sonst müsse er hangen. Der Gedanke lag auch außerdem nahe, da kurze Zeit vor dem Prozesse Faulhaber mehrere Offiziere den gemeinen Soldaten öffentlich Geld versprachen, wenn einer seinen Beichtvater anzeigen könnte, daß er ihn zur Desertion verleitet habe. Und so that denn der Soldat die Lüge, die ihn retten sollte und nannte den Kaplan Andreas Faulhaber. Es sei dies geschehen bei Gelegenheit einer Beichte. Eine Instruktion Fouqués be-

fahl nämlich den Geistlichen, jeden Soldaten nach Vollendung seiner Beichte und der ihm ertheilten Lossprechung auf die dem Preußenkönig geschworene Treue und auf die schwere Verantwortung eines Meineides aufmerksam zu machen und ihm die nöthigen Belehrungen darüber zu ertheilen. Die Preußen hatten es nämlich nicht verstanden, in den „angegliederten“ Provinzen seitens der Einwohnerschaft sich Sympathien zu verschaffen, und so gab es denn sehr viele Unzufriedene und besonders sehr viele Ausreißer unter den Soldaten, welche dann, wenn eingebracht, in ihrer Noth und Angst sich dahin äußerten, sie hätten die Schwere der Fahnenflucht, bezw. den Bruch des Treueides nicht so scharf erkannt.

Als der Deserteur Joseph Nentwig ins Verhör gebracht worden, sagte er aus: er habe bei Gelegenheit der Beicht und Absolution, da der Geistliche ihn zur Beobachtung des Fahneneides ermahnte, an P. Faulhaber die Frage gethan: „Aber ist es denn wohl eine so große Sünde, die nicht vergeben werden kann, wenn ich Gelegenheit habe, zu desertiren, da ich doch katholisch bin und der König lutherisch ist? Worauf der Geistliche die Achsel

gezuckt und gesagt habe: „Freilich ist's wohl eine große Sünde, aber doch nicht so groß, daß sie nicht könnte vergeben werden." Nach anderer Version habe der Derserteur Nentwig ausgesagt: Faulhaber hätte in dieser Beziehung erklärt, „daß es schwer sei, aber nicht viel zu bedeuten hätte."

Am 5. September ward Kaplan Faulhaber auf Befehl Fouqués verhaftet und in die Bastei beim böhmischen Thore in ein Gemach gebracht, in welches das Tageslicht nur durch eine schmale Oeffnung eindringen konnte.

Hierauf wurden mit ihm und den Soldaten mehrere Verhöre angestellt. Als die Beschuldigung des Nentwig dem P. Faulhaber zur Beantwortung vorgelegt wurde, weigerte er sich, darüber zu reden, sagte auf die ihm vorgelegten Fragen von Anfang bis zu Ende weder „Ja," noch „Nein," ließ sich also wegen des Beichtsiegels und alles dessen, was mit der Beicht zusammenhing, weder „negando noch confitendo" ein, sondern sagte beständig, „er könne und werde nichts aussagen, und das beim hl. Sakrament der Beicht und bei seiner Priesterwürde." „Er könne nichts be-

kennen; es sei bei den Katholiken nicht Brauch, nach auferlegter Buße darüber zu reden und zu schwatzen."

Der Soldat blieb in den Verhören seiner Rede nicht treu. Er hat bald widerrufen, bald wieder lügnerisch behauptet. Er hat die Aussage gegen fünfmal widerrufen und diesen Widerruf beschwören wollen; jedoch behauptete er in dem folgenden Verhöre wieder die erste Aussage; die Wahrheitsliebe rang in ihm mit der Todesangst.

Nachdem beide Theile einzeln vernommen worden waren, stellte man sie einander gegenüber.

In diesem Verhöre widerrief der Deserteur mehrere male seine in den früheren Vernehmungen gethane Aussage und sprach: „Ich bekenne vor den Herren hier, daß dieser gegenwärtige Priester P. Andreas Faulhaber nicht so gesagt hat," und er machte sich anheischig, es zu beschwören. Heftig erzürnten die Herren Gerichtsbeisitzer auf diese wiederholten Aussagen, wollten das Bekenntniß auch gar nicht aufnotiren. Endlich mußte es der Herr Bürgermeister Christian Josephi,

welcher als Untersuchungsrichter fungirte, thun.

Den Verhörsakten gemäß, ward Andreas Faulhaber vom Inquisitor und Bürgermeister Josephi, der selbst Protestant war, für unschuldig erklärt, da Beweis und Geständniß fehlten. Fouqué bemerkte hierauf: „Sie sind ein barmherziger Richter; hangen soll die Canaille!“ Die Meisten waren der Meinung, daß der Soldat diese Geschichte erdichtet habe, um sich seine Strafe zu erleichtern.

Darauf ließ der Statthalter jenem die Akten abnehmen und übertrug einem andern, nämlich dem kgl. preuß. Steuereinnehmer Schulz, „einem nicht tolerant gesinnten Manne“, die Untersuchung. Schulz soll sich dabei geäußert haben: „Es müßte des Teufels sein, wenn ich diesen Pfaffen nicht sollte an den Galgen bringen!“ Nach Aussage anderer soll Schulz hiewegen sogar eine Wette eingegangen haben. Nach der Hinrichtung Faulhabers hielt Schulz bei seiner Behörde in Breslau um eine Belohnung an, „weil er es zuerst zuwege gebracht, daß ein Geistlicher gehängt worden sei. Man wechselte also den Auditeur und wählte den Schulz.

Unter den Krallen dieses Ehrenmannes fügte es sich, daß etwa neun Tage später (28. Oktober) der Deserteur wieder seine erste Aussage behauptete. Faulhaber bestund auf seiner Rede und blieb dabei, daß er aus der Beichte nichts wisse und nichts bekennen könne.

Der Deserteur kam sehr glimpflich durch: er wurde mit „Gassenlaufen" (Spießruthen) bestraft, wohl besonders deshalb, weil er den Katholikenfeinden einen so delikaten Braten ans Messer geliefert hatte.*) Schade, das Fouqués Frau nicht mehr lebte. Sie wollte ja partout einen katholischen Geistlichen einmal hangen sehen. Der ehrenwerthe Kreis-Steuereinnehmer Schulz wollte seine Wette gewinnen und eine fette Remuneration einstreichen, und der Kirchen- und Priesterfeind Fouqué wollte sein haßerfülltes Müthchen kühlen.

---

*) Jos. Nentwig war gebürtig aus Altwilmsdorf. Nach beendigtem Kriege i. J. 1763 kaufte er die Bäckerei in Reichenau und starb als Soldat i. J. 1779 am 10. April daselbst. Nentwigs Verwandte und Zeitgenossen versichern, daß er später beständig niedergeschlagen, verstört und in sich gekehrt gewesen sei.

Am 31. Oktober ward Andreas Faulhaber auf die Festung selbst in das Stockhaus gebracht, wo er nunmehr in zahlreicher Gesellschaft unter Dieben, Räubern und Mördern lebte. Weit entfernt, die geringste Klage darüber laut werden zu lassen, schien ihm dieser häßliche Aufenthalt eine gewünschte Gelegenheit darzubieten, die Pflichten seines Standes durch manches Werk der christlichen Barmherzigkeit an den Mitgefangenen auszuüben. Er speiste sie abwechselnd von dem Essen, das ihm sein Bruder sandte, und suchte ihr Geschick, das seinige vergessend, durch Theilnahme, Hilfe, Trost, Belehrung und Bekehrung zu verbessern. Der fromme Priester pflegte gar oft zu seinen Mitgefangenen zu sagen: „Schlaget mich, stoßet mich, raufet mich, thut an mir, was euch beliebt; nur beleidigt mir den lieben Gott nicht so.“ Er betete und sang mit ihnen gemeinschaftlich, und in kurzer Zeit war der Kerker, den die Bewohner vor seiner Ankunft durch Flüche, Schmähungen und Gotteslästerungen zu einer Hölle gemacht hatten, in einen Tempel Gottes umgeschaffen. Die Freude hierüber überbot bei ihm alle Leiden und alles Ungemach in seinem Kerker, so daß er

seinen Bruder wiederholt bat, für seine Befreiung ja nichts zu unternehmen.

Gleiches sagte er über seine Lage dem Vize-Kommandanten Oberstlieutenant d'O, der bei einem Besuche der Festung auch die Gefängnisse in Augenschein nahm. Gefragt, ob er einen Wunsch habe, erwiderte er: „Ich weiß keinen; oder doch —: ich bitte um die Gnade, daß ich einen meiner Mitgefangenen, der mir eines verstockten Herzens zu sein scheint, ein wenig katechisiren darf.“ Was ihm auch zugestanden ward. Am Charfreitage bewog Faulhaber fast alle katholischen Mitgefangenen, zu beichten und die hl. Kommunion zu empfangen. Er selbst legte eine Generalbeichte ab und empfing dann die hl. Kommunion, ohne zu ahnen, daß es für ihn die letzte sein werde.

Nach der Bataille bei Leuthen begab sich der Preußenkönig nach Reichenbach, um von dort aus die Belagerung von Schweidnitz zu veranstalten; er berief General Fouqué zu sich. Am 29. Dezember war er beim Könige, und an demselben Tage abends 9 Uhr kam eine Stafette an den Kommandanten d'O. in Glatz an mit einem Kabinetsbefehl Fritz' II., dessen Anfang lautete: „Herr Oberst-

lieutenant! Ihr habt den Jesuitenpater Faulhaber hängen zu lassen, ohne ihm einen Beichtvater zu gewähren.*)

Die Nachricht wurde so geheim als nur möglich gehaten, jedoch konnte nicht vermieden werden, daß sich ein dunkles Gerücht in der Stadt verbreitete, es würde den folgenden Morgen ein Spion gehenkt werden.

Den 30. Dezember früh erzählte P. Faulhaber seinen Mitgefangenen einen in der Nacht gehabten Traum, als hätte er einen zum Tode begleiten sollen. Kaum hatte er ausgeredet, so wurde er aus dem Gefängniß gerufen unter dem Vorgeben, einen zum Tode Verurtheilten auf den Richtplatz zu begleiten. Bereit, wie immer, wo es sich um Erfüllung einer Berufspflicht handelte, folgte er der Wache

*) Die vielen Desertionen von Soldaten in den eroberten Provinzen schob der Preußenkönig nicht auf die Unbeliebtheit seines Regiments und auf die Anhänglichkeit der Soldaten an ihren früheren Landesherrn, also an Oesterreich, sondern beargwöhnte die katholischen Geistlichen, als ob sie die Fahnenflüchtigen in der Beicht dazu beredeten. Fritz II. ermahnte daher schon im Jahre 1743, in einem Schreiben vom 2. März, den Glatzer Kommandanten „zu einem rigoureusen Exempel“.

bis zum Feldthore der Festung und ward in den Kreis eines dort seiner harrenden Begleitungskommandos gestellt. Da er umherblickte, wo der Delinquent sich befinde, eröffnete man ihm, daß er es selbst sei. Auf das Geheiß, das geistliche Gewand abzulegen, erwiderte er: „Dieses hat mir der König nicht gegeben, und so kann er mir es auch nicht nehmen." Ein höherer Offizier katholischer Religion nahm ihn auf die Seite und beschwor ihn mit Thränen in den Augen, ihn nicht unglücklich zu machen. Da legte er das Gewand ab, eingedenk seines göttlichen Lehrmeisters, dem man gleichfalls das Kleid vom Leibe riß. Mit einem Mantel bedeckt, ein messingenes Kreuz in der Hand, trat er den Weg zur Richtstätte an. Was mag da in seinem Herzen vor sich gegangen sein? Doch ergeben und zu dem Opfer seines Lebens bereit rüstete er sich zum Tode und betete mit so heller und lauter Stimme, daß sein über dem Mühlgraben und der Stadtmauer wohnender Bruder Augustin bei Oeffnung seines Fensters die Worte deutlich verstand: „Glückselig dieser Tag, glückselig diese Stunde! Erfreue dich, mein Herz; du bist ein Tempel des hl.

Geistes!" worauf der Oberkaplan Augustin Faulhaber dem zum Tode Verurtheilten, ohne zu wissen, daß es sein Bruder sei, von der Ferne aus bedingungsweise die Absolution ertheilte. — So durfte der Arme weder mit einem Priester noch mit seinen nächsten Verwandten mehr verkehren.

Während man den Priester zur Richtstätte führte, blieben alle Thore der Stadt verschlossen; es konnte jedoch nicht verhindert werden, daß dennoch eine große Menge herbeiströmte, weil man dem zwar nähern, aber unsichern Wege über den nicht hart zugefrorenen Neissefluß den längern, der über die Vorstadt, den volkreichen Roßmarkt führte, vorzog und der Zug nahe an der Kirche der Minoriten vorübergeführt wurde, wo man gerade die Leiche eines Ordensmitgliedes in die Gruft senkte. So wie eine Stimme in die Kirche rief: „Sie führen den P. Andreas Faulhaber zum Galgen!" stürzte alles bestürzt heraus und schloß sich dem traurigen Zuge an.

Als man am Christkindelstege bei der Säule, an welcher seit acht Wochen ein Spion hing, angelangt war, wurde dem Geistlichen das Todesurtheil vorgelesen.

Er hörte es ruhig an. Da man aber zu den Worten kam, er habe dem Deserteur erklärt: „es hätte nicht viel zu bedeuten", erwiderte er, da er aus der Beicht nichts aussagen durfte: „Man lasse den Deserteur hier in den Kreis stellen und diese Aussage wiederholen!" Da man ihm entgegnete: es sei keine Zeit zu disputiren, so nahte sich der Geistliche nunmehr mit einer Seelenstärke, die alle Anwesenden in Erstaunen setzte, der verhängnißvollen Leiter, die ihm zur Himmelsleiter werden sollte, und bestieg die ersten Sprossen. Hier bemerkte ihm der Scharfrichter, er möchte doch rücklings aufsteigen, worauf er erwiderte: „Ich werde mich oben wenden." Alsdann kniete er auf der Leiter nieder und ersuchte alle seine gegenwärtigen Glaubensgenossen, noch ein einziges letztes Vaterunser und Ave Maria gemeinschaftlich mit ihm zu beten, welches denn auch von allen mit thränenden Augen und erstickter Stimme geschah. Hierauf erinnerte ihn der Scharfrichter, er solle beide Hände hinter den Rücken zusammenlegen und das Haupt dem Stricke etwas neigen. „Ja, es soll alles geschehen!" war die Antwort des so unschuldig Verurtheilten.

So ward er unter Anrufung des heiligsten Namens Jesu erdrosselt .... „ein Opfer seines Berufes", wie ein ehrlicher Protestant sagt, ein Martyrer des Beichtgeheimnisses, da er in allen Verhören sich kaum vertheidigen konnte, indem das Beichtsiegel ihm heilig und unverletzlich sein mußte. So litt er den schmählichen Tod völlig unverdient, ein Opfer der Leidenschaft, des Priester- und Kirchenhasses, sowie der niedern Verleumdung.

Der Kriegsrath von Pfeil sagt in einem Schreiben, datirt von Glatz, den 2. Januar 1758, gerichtet an den Staatsminister: Faulhaber sei „beherzt gestorben und seine Glaubensgenossen hätten ihn für einen Martyrer deklarirt." Am 3. Febr. 1758 schreibt derselbe Protestant: „Heute ist der Bruder des exekutirten Faulhaber, der auch Capellan allhier ist, zu dem Kommandanten gekommen und hat gebeten, er möchte doch ihm die einzige Gnade bei Sr. Majestät auswirken, daß er neben seinem Bruder zur Ehre Gottes und seiner hl. Kirche gehangen werden möchte." Hieraus läßt sich die ganze Tiefe des brüderlichen Schmerzes erkennen. Zudem hatte auch er vordem von der Tyrannei des saubern Kommandanten Fouqué vieles

zu leiden gehabt und es hatte sich das Wort erfüllt, das Faulhabers siebenzigjähriger Vater aussprach, als Andreas, sein jüngerer Sohn, ihm erklärt hatte, daß auch er den geistlichen Stand zum Berufe erwählt habe. Damals hatte der weitsehende Vater, wie prophetisch, ausgerufen: „Es wird von unten herauf ein großer Krieg entstehen; die Geistlichen werden hart verfolgt und aufgehängt werden; darum werde du (Andreas) kein Geistlicher." Dagegen hatte Andreas Faulhaber bereits schon öfters den Wunsch ausgedrückt, ein Martyrer zu werden.

So war denn an dem jüngern Bruder die vorausgesagte Todesart buchstäblich vollzogen und hatte er die Martyrerkrone erlangt.

Der Körper des Entseelten blieb an jener Säule neben der Landstraße durch zwei Jahre und sieben Monate hangen. Erst als die Oesterreicher am 26. Juni 1760 der Stadt und Festung Glatz sich wieder bemächtigt hatten, erhielt P. Leixner, Mitglied der Gesellschaft Jesu, Feldprediger des kaiserl. Molkischen Regiments, den Auftrag, die Abnahme des Körpers von der Säule zu veranstalten. Dies geschah noch an demselben Tage. Die Leiche, allen

noch erkennbar, an ihren Gliedern nicht im mindesten verletzt, ward abgenommen, in das Kollegiengebäude gebracht, mit priesterlichem Ornate angethan, aufgebahrt und öffentlich ausgestellt. Am dritten Tage (28. Juli 1760) fand die feierliche Beerdigung in der Gruft der Pfarrkirche statt.

Nicht leicht ist eine Trauerfeier mit so allgemeiner Theilnahme begangen worden als diese. Nicht allein die Stadtgeistlichkeit, die sämmtlichen Ordensmitglieder beider Klöster, sondern auch die meisten Landgeistlichen und viele Tausende aus dem Volke beeilten sich, dieser Ehrenrettung eines Priesters, der ein heldenmüthiges Opfer seines Berufes und der sakramentalen Verschwiegenheit geworden war, beizuwohnen. Der Körper ruht heute noch in der Gruft der Pfarrkirche und den Sarg bedeckt eine zinnerne Platte, worauf eine lateinische Aufschrift sich befindet, welche, ins Deutsche übersetzt, folgenden Wortlaut hat: „Der wohlehrwürdige Herr Andreas Faulhaber, Sohn und Kaplan der Stadt Glatz, sieben Jahre Seelsorger, der unverdrossen das apostolische Netz auswarf, suchte in den Kerkern der Stadt und Festung mühsam sein Kreuz und fand

es durch einen von den Feinden unseres Glaubens ihm bereiteten Tod, der zwar schmählich, weil an dem Galgen erlitten, aber siegreich, wie wir hoffen, wegen eines unter dem Beichtsiegel verwahrten Bekenntnisses ihn im Jahre 1757, am 30. Dezember, im Alter von 44 Jahren, traf. Nachdem er, unter den Unbilden der Witterung zwei Jahre und sieben Monate hindurch an einem unverletzt gebliebenen Seile hangend, auf eine ganz wunderbare Art, an allen Gliedern unversehrt, die Zeit erwartet hatte, um zur Erde bestattet zu werden, ward er nach der durch den Sieg der österreichischen Waffen geschehenen Eroberung der Stadt abgenommen und an diesem ehrenvollen Orte in Gegenwart frommer Gläubigen beigesetzt am 28. Juli 1760. Möge ihn dieses sein Kreuz seinem Lehrmeister zugeführt haben; wenn nicht, so hoffen wir, daß ihn der Erlöser durch seinen Kreuzestod in Gnaden aufnehme."

So war auch P. Andreas Faulhaber ein Martyrer des Beichtsiegels, denn er lehnte noch kurz vor seinem Tode vor einer großen Menge Zeugen, welche seiner Hinrichtung beiwohnten, die Worte seines Anklägers, so weit er durfte, von

sich ab, zog es jedoch vor, lieber die Sprossen der Todesleiter zu besteigen, als die Anklage durch ein das Siegel der heiligen Beichte verletzendes Bekenntniß zu widerlegen. Auch einen Rechtsbeistand, den man ihm anbot, wies er wiederholt zurück, da er nach seinem Religionsprinzip aus der Beicht nichts sagen durfte. So ward er denn zum Tode verurtheilt auf die Aussage eines zum Tode geängstigten, unglaubwürdigen, wortbrüchigen Fahnenflüchtigen.

Unbefangene Protestanten gestanden auch nachgehends zu, daß der Priester Andr. Faulhaber ein Opfer der Unduldsamkeit und Leidenschaft geworden sei. So ein späterer Kommandant von Glatz selbst: Oberst Georg Adolph von Grevenitz. Es war im Jahre 1791, als einige Schüler des Gymnasiums zu Glatz über den Paradeplatz gingen. Da sie einen ihrer Mitschüler einige Schritte voraus einhergehen sahen, so riefen sie ihm zu: „Faulhaber!“ Zufälligerweise vernahm in der Nähe ein Mann von hohem Rang und Ansehen diesen Zuruf. Er trat sogleich an den Schüler heran und fragte: „Sie heißen Faulhaber?“ „Ja!“ „Sind Sie ein Verwandter jenes P. Faulhaber, der hier einst einen so ungerechten und

unrühmlichen Tod hat sterben müssen?" „Ja!" „Es wird mir lieb sein, wenn Sie mich einmal besuchen." Dieses geschah und der Kommandant reichte von nun an dem Studenten eine ansehnliche Unterstützung an Geld. Als dieser nach vollendeter Studienzeit im Jahre 1793 sich nach Breslau auf die Hochschule begab und durch einen glücklichen Zufall sein Wohlthäter dahin versetzt worden war, genoß er daselbst weitere milde Unterstützungen von ihm.*)

Doch schon Faulhabers erster Inquisitor, der protestantische Bürgermeister Josephi von Glatz hatte die Unschuld des Angeklagten erkannt und darum beantragt, ihn freizusprechen; höchstens, meinte er, solle man ihn, so lange der Krieg dauere, das Beichtsitzen verbieten, wenn man ihn für verdächtig beargwohne, oder den Inkulpaten interniren. Wir lesen nämlich in dem betreffenden „aktenmäßigen Extrakt in Desertionssachen des Füseliers J. Nentwig" wohl, daß dieser wiederholt variirt, jedoch ad art. 3 gesagt habe:

*) Der Student war Emmanuel Faulhaber, nachmals Lehrer am kgl. kath. Gymnasium zu Breslau. Er selbst hat obige Thatsachen seinen Schulgenossen oft erzählt.

er wolle lieber leiden, sowie auch, daß er die vorwürfige Frage über die Schwere der Sünde der Fahnenflucht gar nicht gestellt habe und er solches beschwören könne. Da er demgemäß auch ausgesagt hatte, als er mit P. Faulhaber war konfrontirt worden, und man ihm vorhielt, er habe wohl aus Furcht vor dem Kaplan A. Faulhaber diesem zugunsten also ausgesagt, erklärte der Arrestant abermals bei Verlesung dieses Actus vor Josephi: „daß er sich zwar für den anwesenden Geisttichen gefürchtet habe", indessen blieb er dabei, daß ihm derselbe nicht angerathen habe, vom Regimente wegzugehen. Er habe geglaubt, daß ihm diese Beschuldigung zur Linderung der Strafe dienen möchte.

Warum also erhob der von der Todesangst getriebene Deserteur diese schwere Anklage? Weil er in seiner verzweifelten Lage dadurch sein Leben zu retten gedachte. Und warum gerade gegen einen Geistlichen? Weil er bei dem gegen die Geistlichen damals herrschenden Mißtrauen intoleranter Protestanten sicher Glauben zu finden hoffen konnte (hatte doch der Unterkommandant d'O in einem am 7. September 1757 an den preuß. Minister

Schlabrendorf gerichteten Schreiben selbst den heißen Wunsch ausgedrückt, einmal einen katholischen Geistlichen wegen des erhobenen Verdachtes eklatant abstrafen zu können). Auf diesen Verdacht hin ward auch der Deserteur Nentwig sondirt, vielleicht unter allen möglichen Versprechen, wie er denn in der That auch trotz seiner unliebsamen Retraktationen ziemlich glimpflich durchkam. Zudem wußte der wortbrüchige Deserteur, daß der katholische Priester in seiner Vertheidigung gegen ihn durch das unverletzliche Beichtsiegel absolut gebunden war. Hatte doch schon zwölf Jahre vorher ein der Fahnenflucht schuldiger Soldat eine Anklage ähnlicher Art zur Rettung seines Lebens versucht und die Schuld auf einen Geistlichen (Jesuiten) geschoben. Dies geschah nur mit anderem Ausgange im Jahre 1745 in der Festung Neisse. Unvermuthet ließ sich der damalige Kommandant dieser Festung in Begleitung einiger Offiziere bei dem Rektor des dortigen Jesuiten-Kollegiums melden, unter der Eröffnung, es sei ein Deserteur eingebracht worden, der da ausgesagt habe, er hätte einem Geistlichen der Ordensgesellschaft gebeichtet und sei von ihm dahin belehrt

worden, daß die Desertion keine Sünde sei. Da der gegenwärtige Soldat behaupte, er kenne den Beichtvater, wenn er ihn zu sehen bekäme, so wurde vom Rektor verlangt, sämmtliche Ordensmitglieder zu versammeln und vor die Augen des Soldaten zu stellen. Unterdessen traten die Offiziere mit dem Deserteur ab. Der Rektor verlor in dieser gefahrvollen Lage seine Geistesgegenwart nicht, veranstaltete die Versammlung im Speisesaale und zwar so, daß die sämmtlichen Ordensmitglieder, Väter und Brüder, vermischt unter einander und in ihrer vollständigen Ordenskleidung sich in eine Reihe stellen sollten. Nachdem sie sich dieser Vorschrift gemäß geordnet und ein Jeder dem Schutze Gottes sich empfohlen hatte, traten die Offiziere mit dem Soldaten in den Saal. Todesstille herrschte in der Reihe der Geistlichen, denn wer von ihnen war sicher, daß der Deserteur nicht ihn zum Opfer seines Meineides erküren würde? Nun befahl man dem Soldaten, sich seinen in der Versammlung gegenwärtigen Beichtvater aufzusuchen. Er tritt die Reihe an, mustert und faßt jeden ins Auge, geht bei einem und dem andern und so bei mehreren vorüber; endlich bleibt er stehen

und macht halt vor einem unansehnlichen, vom Alter gekrümmten Manne, sprechend: „Dieser ist's!" Die von Todesangst erblaßten Gesichter der Geistlichen erheiterten sich wieder, denn der Erkorene war ein — Laienbruder, der also auch gar nie Beicht gesessen hatte oder Beicht hören durfte. Da trat der Rektor der Jesuiten hervor und bewies die erdichtete Angabe, indem er erklärte, der von dem Denunzianten Bezeichnete sei gar kein Priester, versehe sohin auch keine Seelsorge und habe mit dem Beichtstuhle durchaus nichts zu schaffen. Erzürnt über den verlogenen Angeber und weil man bei der Sache so lächerlich hereingefallen war, ging man von dannen und verurtheilte den Deserteur zum Strange. Auf dem Richtplatze bekannte er öffentlich, daß er durch seine erdichtete Angabe sein Leben habe retten wollen. Auch ließ er die Geistlichen, weil er sie in Todesangst versetzt hatte, um Verzeihung bitten. Darnach erlitt er die Todesstrafe. (Der Soldat hieß Rieger und war aus dem Neisse'schen gebürtig.)

Aehnlicherweise war auch ein von der Habelschwerdter Besatzung im J. 1758 entwichener Soldat aufgefangen und in seine Garnison zurückgebracht worden.

Bei seiner Vernehmung sagte er aus, daß ihn die Haushälterin des dortigen Pfarrers durch einen in der Stadtmauer sich befindenden Abfluß fortgeholfen habe. Letztere ward eingezogen und zum Geständnisse angehalten. Bei der heiligsten Versicherung ihrer Schuldlosigkeit mit dem Bemerken, daß sie in ihrem Leben mit dem Soldaten gar nicht zusammengekommen sei, geschweige mit ihm gesprochen habe, wurde ihr der Reinigungseid auferlegt. Kurz vor demselben redete sie mit beherztem Muthe das gemischte Militär- und Civilgericht also an: „Meine Herren! Ehe ich schwöre, stelle ich die Bitte, alle Fenster zu öffnen.“ Auf die Frage: „Warum dieses?“ entgegnete sie: „Damit der Teufel zur Stelle ungehindert durchkomme mit mir, wenn ich falsch schwöre, oder aber mit diesem Soldaten da, wenn er mich falsch angeklagt hat.“ Ueber diese Geistesgegenwart und Herzhaftigkeit des Weibes verlor der Soldat die Fassung und, von Reue und einem geheimen Schauder ergriffen, gestand er, daß er zu dieser Denunziation unter der Versicherung einer Strafmilderung beredet worden sei.

Leider nahm es mit dem durch das

Beichtsiegel in seiner Vertheidigung gebundenen P. Faulhaber einen anderen Ausgang, doch ist auch er, man darf es sagen, ein glücklicher gewesen, denn er hat ihm die um das Sigillum confessionale verdiente Martyrkrone eingebracht und lebt nun im Lande des ewigen Jubels.

VIII.

Ein Martyrer des Beichtsiegels in Amerika.

Nachdem in der Schlacht bei Ayacucko in Peru (Südamerika) am 9. Dezember 1824 der spanische Vicekönig La Serna geschlagen und die Heeresmacht Spaniens vernichtet worden war, wollte P. Marielux, aus dem Orden der Celliancer, den Gouverneur Ramon Rodil, der in der Festung belagert wurde, nicht verlassen.

Und nun sollten die Befreiungskriege der amerikanischen Kolonieen von der spanischen Herrschaft seitens des P. Marielux noch mit einer Heldenthat, seitens des Gouverneurs Rodil mit einer Unthat geschlossen werden.

Im September des Jahres 1825 nach einer neunmonatlichen Belagerung bemächtigte sich wegen Mangels an Lebensmitteln und des Skorbuts der Belagerten die Muthlosigkeit und der Geist der Verschwörung begann sich zu regen.

Am 23. September erhielt der Brigadier Rodil die Nachricht, daß um 9 Uhr abends eine wirkliche Revolution unter Anführung des Kommandanten Montero, eines der einflußreichsten Offiziere Rodils, ausbrechen würde.

Rodil ließ, ohne eine Minute Zeit zu verlieren, sie in Haft nehmen. Obgleich er sich sehr viel Mühe gab, sie durch Zwang und Drohungen zum Geständniß zu bringen, gelang es ihm dennoch nicht, daß sie auch nur die geringste Enthüllung machten, indem sie hartnäckig das Bestehen einer revolutionären Verschwörung leugneten. Es entschied daher der Brigadier, um sich alles Kopfzerbrechen zu ersparen, daß alle, sowohl Unschuldige als Schuldige, um 9 Uhr abendes erschossen werden sollten, denn zu dieser Stunde, so hatten es die Verschworenen beschlossen, sollte er selbst arretirt und unschädlich gemacht werden.

Um 6 Uhr abends ließ Rodil den P. Marielux rufen und sagte: „Kaplan, begebt euch zu den Verschwörern ins Gefängniß und höret dieselben Beicht. In drei Stunden muß alles zu Ende sein. Um 9 Uhr werden die Rebellen erschossen."

Und so geschah es. Um 9 Uhr abends standen bereits alle dreizehn Verurtheilten vor dem Richterstuhle Gottes.

Doch trotz dieser grausamen Strafe hielt sich Rodil dennoch nicht für sicher. „Wer weiß," sagte er bei sich selbst, „ob ich nicht vielleicht noch andere Mitschuldige am Leben gelassen habe, vielleicht noch mehr, als die, welche bereits erschossen wurden? Nein, nein, ich kann nicht ruhig sein! Der Beichtvater muß gewiß alles bis aufs geringste von der Sache wissen. Heda, man rufe mir den Kaplan!"

Als dieser angekommen war, schloß sich Rodil mit ihm ein und sagte zu ihm: „Pater, ohne allen Zweifel haben diese Verbrecher in der Beicht, die sie Euch ablegten, alle ihre Pläne und Entschlüsse Euch entdeckt. Ich muß sie kennen. Ich muß alles wissen. Ich fordere Euch im Namen des Königs auf, mir alles zu

sagen und nichts zu verschweigen, weder Namen noch Umstand."

P. Marielux entgegnete: „Mein General, Sie fordern etwas Unmögliches von mir, denn ich werde das ewige Heil meiner Seele dadurch nicht opfern, daß ich das Geheimniß meiner Beichtkinder eröffne, selbst wenn es mir der König selbst auferlegen würde. Gott möge mich davor bewahren!"

Das Blut stieg dem Brigadier ins Gesicht; er stürzte auf den Priester los, schüttelte ihn am Arme und schrie ihn drohend an: „Mönch, entweder sage mir alles oder — ich erschieße Dich!"

Mit wahrhaft evangelischer Ruhe und Heiterkeit antwortete P. Marielux: „Wenn Gott mein Martyrium will, so soll sein heiliger Wille geschehen, denn der Diener des Altars darf niemandem etwas verrathen von dem, was ihm in der Beichte ist anvertraut worden."

„Mönch! Verräther Deines Königs, Deiner Fahne und Deines Vorgesetzten! Du willst also nicht reden?" versetzte Rodil.

Der Priester erwiderte: „Ich bin treu

meinem Könige und meiner Fahne ebensogut, wie jeder andere. Niemand aber kann und darf von mir fordern, daß ich ein Verräther meines Gottes werde. Es ist mir verboten, Ihnen hierin zu willen zu sein."

Sofort öffnete Rodil die Thüre und rief mit lauter Stimme: „He! Hauptmann Iturralde! besorgen Sie mir vier Budingas hieher mit geladenen Gewehren."

In dem Gemache, in welchem diese schreckliche Scene stattfand, waren verschiedene Särge, unter diesen befand sich einer von der Länge zweier Ruthen.

„Auf die Kniee, Mönch!" brüllte Rodil wie ein wildes Thier den Pater an.

Der heroische Priester beugte die Kniee neben dem Sarge, denn er ahnte, daß dieser für seine Beerdigung bestimmt sei.

„Legt an!" kommandirte der Gouverneur Rodil; darauf wandte er sich im Herrschertone an sein Schlachtopfer und schrie ihm zu: „Zum letztenmal fordere ich Dich im Namen des Königs auf, mir die Mitschuldigen der Rebellen zu verrathen und ihre Pläne zu enthüllen. Gestehe, was haben sie gebeichtet?"

Mit ruhiger Stimme antwortete der Ordensmann: „Im Namen Gottes muß ich jede Auskunft über das mir Gebeichtete verweigern."

„Feuer!" schrie da Rodil wie außer sich, und P. Peter Marielux, ein neuer tapferer Martyrer der Religion und Pflicht, sank zu Boden — von zwei Kugeln durchbohrt, ein glorreicher Blutzeuge für die Unverbrüchlichkeit des Beichtsiegels auch in der neuen Welt.

Gott mache uns alle zu seinen freudigen Bekennern!

Corrigendum:

Seite 105, Zeile 13 von oben lies: Christtag statt Charfreitag.

Schuler, Georg Michael,

Die Martyrer des Beichtsiegels in acht Lebensbildern vorgeführt von Gg. Mich. Schuler

Würzburg 1892